S. I. A. P. SVZJ
BIBLIOTECA COMUNALE
UDINE
VIA BARTOLINI

Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis: in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./1./44 gültig.

DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest. In Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 41 - Jahrgang 2 | TRIEST, Sonntag 11. Februar 1945 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Eichenlaub für Weichs

BERLIN

Der Führer verlieh am 5. Februar das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Generalfeldmarschall Max Frhr. von Weichs, Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe, als 731. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Generalfeldmarschall von Weichs führte nach dem rumänischen Verrat unter schwierigsten Umständen die grosse Absetzbewegung aus Griechenland, Mazedonien und Südalbanien durch; teils in Schneestürmen und Vereisung kämpften sich die deutschen Truppen auf Straßen, meist schlechten Strassen durch die Gebirge des Balkans zurück und schlugen dabei alle Angriffe feindlicher Kräfte, darunter bulgarischer Armeen, ab. An seine erfolgreichen Operationen knüpfte die umsichtige und sichere Führung, die Entschlossenheit und die durch keine Schwierigkeit zu erschütternde Zuversicht des Oberbefehlshabers Generalfeldmarschall von Weichs, die auf alle Angehörigen der von ihm geführten Heeresgruppe ausstrahlte, massgeblichen Anteil.

Bemerkungen zur Lage

Anleihen an Moskau

BB. — *Es erregte Erstaunen, als vor einiger Zeit bekannt wurde, dass es bisher noch immer nicht gelungen war, den Pachtleih-Vertrag zwischen den drei Alliierten für die Zeit vom Juli 1944 bis zum Juni 1945 abzuschliessen, und dass gerade letzthin darüber krasse Meinungsverschiedenheiten ausgetragen waren. Der Versand von neuem Kriegsmaterial an die Sowjetunion auf Pachtleih-Konto ist von den USA und von England zwar niemals unterbrochen worden: ein Beweis, wie dringend notwendig diesen beiden Staaten die ausgesetzte militärische Mitwirkung Sowjetrusslands ist, darüber hinaus aber haben sie beide abgeleugnet, ohne formellen Vertrag andere, von Moskau verlangte Gegenstände abzugeben.*

Die Unterzeichnung des Vertrages scheiterte bisher an der Wa[illegible]seite und an der Geldseite. Die Sowjets wünschten auch die Einfuhr von Werkzeugmaschinen und anderen Einrichtungen der Produktionsmittelindustrie auf Pachtleihkonto. Die beiden Westmächte aber wollten das nicht. Während England jedoch für solche Lieferungen nur Barzahlung verlangte und [illegible] durch eine Anleihe zu er[illegible] bereit war, wurde in den [illegible] auch die Frage erörtert, ob überhaupt zweckmässig sei, den [illegible] Material zum Wiederaufbau ihrer Industrie zu verkaufen. Solchen Einfuhren in die Sowjetunion könne ein schwer konkurrierbarer Wettbewerber auf dem Weltmarkt entstehen.

Schliesslich willigten die USA aber doch in die Abgabe der verlangten Gegenstände ein, indem sie darauf spekulierten, dass die Sowjets sich durch dieses Zugeständnis zu einem Entgegenkommen hinsichtlich alter russischer Schulden bereitfinden lassen würden. Vertreter der Sowjets müssten in der Tat eine entsprechende Geste gemacht haben, denn die Verse der zaristischen Anleihen, die seit Jahren notleidend sind, [illegible] vor einigen Wochen an den [illegible]amerikanischen Börsen stürmisch in die Höhe. Die Wall-Street in New York teilte bereits mit, dass die von den USA an Russland im vorigen Weltkrieg gegebenen Anleihen heute mit den auflaufenden Zinsen rund 400 Millionen Dollar repräsentieren, und dass die Gesamtheit aller zaristischen Schulden in den USA auf [illegible] Millionen Dollar geschätzt [illegible].

Die Geste einer (vielleicht nur symbolischen) Anerkennung der zaristischen Schulden aus der Vorkriegszeit kann aber nur einen Sinn darstellen, der denjenigen [illegible]A-Kreisen Handlungsfreiheit verschaffen soll, die mit der Sowjetunion gern Geldgeschäfte machen möchten, sich aber durch die Johnson-Klausel darin gehindert [illegible]. Diese verbietet bekanntlich die Gewährung neuer Anleihen an Staaten, die ihre Schulden aus dem ersten Weltkrieg nicht bezahlt haben. Wenn nunmehr in den USA wie in England Bereitschaft darüber besteht, den Sowjets neue Anleihen zum Zweck der Bezahlung von Industriematerial zu geben, so ist damit noch nichts über das endliche Gelingen des gesamten Vertragswerkes gesagt, denn auch über die Höhe und die Art der Rückzahlung dieser Anleihen gehen die Meinungen weit auseinander. Die Sowjets verlangen von England zwei bis vier und von den USA sechs Milliarden Dollar, womit sie hoffen, sich die Grundlage für eine gewaltige Produktion verschaffen zu können, die gegebenenfalls auch Kriegsmaterial herzustellen in der Lage wäre. Die beiden Westmächte wollen nur soviel Geld geben, als sie glauben, dass es von der Sowjetausfuhr in einigen Jahren amortisiert werden kann, ohne dass sie selber hierdurch auf dem Weltmarkt geschädigt werden. So ist im Augenblick noch alles in der Schwebe. Selbst über die Fristen der Rückzahlung, die von den Sowjets auf zehn bis zwanzig Jahre beziffert werden, während England nur höchstens drei bis fünf Jahre zugestehen will, (USA hat sich darüber noch gar nicht geäussert), besteht noch keinerlei Uebereinstimmung.

Man hat drüben genügend Erfahrungen darüber, dass in einem so langen Zeitraum grundlegende Wandlungen vorzugehen pflegen, die das Anleihegeschäft in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen als beim Abschluss. Man weiss selbstverständlich auch genau, dass es Lagen gibt, in denen der Schuldner stärker ist als der Gläubiger. Gerade die Haltung des zaristischen Russlands gegenüber Frankreich ist dafür ein sprechender Beweis. Unter dem Vorgeben, nur durch die Gewährung neuer Kredite den Schuldendienst früherer Anleihen abtragen zu können, hat es die Petersburger Regierung verstanden, immer weitere Darlehen herauszuholen.

Wenn die USA nun auch in der Frage der Rückzahlungsfristen nachgehen sollten, dann dürften politische Erwägungen massgebend sein. Da sie die Wiedergewinnung ihrer politischen und wirtschaftlichen Machtstellung in Ostasien für schlechthin lebenswichtig halten, würden sie gewiss bereit sein, manches schwere Opfer zu bringen, wenn sie sich dadurch der sowjetischen Hilfe bei der Lösung der dortigen Fragen im nordamerikanischen Sinne vergewissern könnten. Die Tatsache, dass die erwähnten Erinnerungen, die besonders der Geschäftswelt geläufig sind, heute in den USA zurücktreten, bietet einen Hinweis dafür, wie ernst man in Washington die Kriegführung in Ostasien und im südwestlichen Pazifik beurteilt, und wie wertvoll eine Hilfeleistung Moskaus hier wäre.

Millionen Hungernde unter alliierter Besatzung

Bankerott der angloamerikanischen Politik - Verspätete Stimmen der Kritik in der britischen Öffentlichkeit

STOCKHOLM

Die chaotischen Folgen, die die angloamerikanische Besetzung für die sogenannten befreiten Länder hatte, haben derartige Formen angenommen, dass die britische Regierung sich am Donnerstag im Unterhaus einer lebhaften Kritik gegenüber sah. Mitglieder aller Parteien bedrängten den stellvertretenden Ministerpräsidenten Attlee insbesondere wegen der schlechten Ernährungslage in Frankreich, Belgien und Bonomi-Italien. Attlee beschränkte sich auf die bekannten Ausreden über die schlechte Transportmöglichkeit und gestand damit die Unfähigkeit der Angloamerikaner, ihre grossmäuligen Versprechungen gegenüber der enttäuschten Bevölkerung einzulösen. Trotz aller Schönfärberei musste Attlee immerhin zugeben, dass in gewissen Gebieten eine ernstliche Unterernährung herrscht. Er lehnte es aber ab, den Bericht eines britischen Vertreters über die Unterernährung zu veröffentlichen.

Der konservative Earl Winterton zerriss den Nebel, den Attlee über das von den Engländern verschuldete Elend zu breiten versuchte, mit der klaren Feststellung, dass Millionen Menschen dem Verhungern nahe und in einem weit schlimmeren Zustand seien als unter der deutschen Besatzung. Labourabgeordneter Bevan wies darauf hin, dass in Belgien und Frankreich infolge der unerhörten Lage der Zivilbevölkerung grosse Mengen Lebensmittel gestohlen würden. Der Konflikt zwischen den militärischen und Zivilbehörden führe zu einem Sturz des britischen Prestiges.

Englands Stellung verloren

Grosse Befürchtungen rufen in England die masslosen USA-Pläne auf dem Gebiet der zivilen Luftfahrt hervor. Die von Washington geplante Mammutaktiengesellschaft, die unter Kontrolle der Regierung den Mittelpunkt der künftigen Weltluftfahrt darstellen soll, ist noch nicht unter Dach und Fach, aber in massgebenden Luftverkehrskreisen Grossbritanniens macht man den massgebenden britischen Regierungsstellen erbitterte Vorwürfe. «Heute ist», so stellt «Daily Express» fest, «die britische Flugzeugindustrie weder qualitativ noch quantitativ in der Lage, mit der nordamerikanischen in einen ernsten Konkurrenzkampf einzutreten. England hat in diesem Kriege sowohl seine Stellung auf den Meeren wie in der Luft verloren».

General Marshall protestiert

Auf dem Umweg über einen Bericht aus Amerika erfahren wir auch von der Unzufriedenheit verschiedener englischer Kreise mit der militärischen Entwicklung. Die britische Zeitung «Daily Mail» veröffentlicht einige Indiskretionen aus einer der letzten Sitzungen des amerikanischen Kongresses. Es handelt sich um Erklärungen des Generals Marshall und des Admirals King, die bisher geheim geblieben waren. Die beiden Befehlshaber forderten vor dem amerikanischen Kongress die sofortige Einstellung der beständigen britischen Kritiken an der Kriegführung.

Bedenken der Bischöfe

Auch aus den Kreisen der anglikanischen Kirche sind neuerdings bedenkliche Stimmen zu hören. Der Bischof von Gloucester übte auf einer Versammlung der anglikanischen Kirche in London, wie Reuter meldet, scharfe Kritik an den sowjetischen Massnahmen in Litauen und Estland. Der Bischof, der einen Bericht über die Beziehungen zum Auslande vorlegte, erklärte u. a.: «Ich möchte denjenigen unter Ihnen, die um den guten Namen Russlands besorgt sind, den Rat erteilen, diesem Lande klarzumachen, wieviel Schaden es dem guten Namen der Alliierten zugefügt hat, indem es versuchte, diese Völker und Kirchen zu vernichten — denn dies ist tatsächlich geschehen. Es gibt in Schweden etwa 30 000 Flüchtlinge, die vor den Russen geflohen sind, einschliesslich einer beträchtlichen Anzahl von Geistlichen. Sie sind alle völlig mittellos. Freunde in England haben 500 Pfund Sterling zu ihrer Unterstützung gesammelt. Die Bank von England gestattet nicht, dass dieser Betrag ihnen übersandt wird, eine Handlung, die ich als äusserst kleinlich ansehe.»

Der Dekan von Chichester, Dr. Duncan, sagte: «Auch mit Finnland ist seit 1939 sehr roh verfahren worden, und seine Kirche hatte viel zu leiden.»

Zum Abschluss der Debatte bemerkte der Erzbischof von Canterbury, Dr. Fisher, der Bischof von Gloucester habe eine bedeutende Rede gehalten, die durchaus verdiene, im Gedächtnis der Versammlung haften zu bleiben.

Alle diese Stimmen aus England kommen aber zu spät. Grossbritannien ist ausweglos zwischen seinen beiden Verbündeten eingezwängt und wird nach übereinstimmender Ueberzeugung gutorientierter Kreise in aller Welt als zweitrangige Macht aus diesem Krieg hervorgehen. Der Pfarrer von St. Paul in London, der 85-jährige William Inge, sagte: «als geduldete, alte Grossmutter.»

Bisher war die 19jährige Ilse K. Büroangestellte, heute ist sie als Wehrmachthelferin in der Flugleitung eines Fliegerhorstes tätig und versieht zuverlässig ihren Dienst als Startposten
Foto: PK. Seidat (TO-EP)

Liegnitz Brennpunkt im Osten

Heftige Schlacht in Schlesien – Pläne der Sowjets vereitelt – Erfolge der deutschen Abwehr

BERLIN

Im Raum zwischen Glogau und Liegnitz hat die Intensität der Schlacht eine sprunghafte Steigerung erfahren. Der deutsche Weichselbrecher östlich Liegnitz hat sich jedoch als so stark erwiesen, dass das sowjetische Oberkommando seinen Plan, die Stadt direkt anzugreifen, ändern musste. Mit starken rollenden Kräften sind die Sowjets nach Nordwesten abgedreht. Sie drücken zur Stunde beiderseits Kotzenau auf die Bahnlinie Liegnitz-Sagan. Die deutsche Führung hat jedoch hier die gegnerischen Panzerspitzen durchfahren und in einen Sack laufen lassen, während bereitgestellte Kräfte die nachfolgenden sowjetischen Schützenverbände abschneiden.

Beiderseits Breslau zeichnet sich nun deutlich die Absicht der Bolschewisten ab, die Stadt von Süden und Norden her zu umklammern. Der südliche Angriffsflügel, der im Brückenkopf bei Brieg operiert, hatte trotz Aufopferung mehrerer Panzerrudel und Schützenregimenter keinerlei Erfolge und wurde sogar südlich von Grottkau zur Umkehr gezwungen. Der nördliche Angriffsflügel, der westlich von Breslau vorbeistossen soll, erlitt durch deutsche Gegenangriffe so schwere Ausfälle, dass er schon im Raum Neumarkt liegen blieb.

Von der Frontabschnitten zwischen Pless und Oppeln ist nichts Neues zu berichten, ausser einem Stosstruppunternehmen deutscher Pioniere, bei dem eine 70-Tonnen-Brücke nördlich Krappitz gesprengt wurde.

Der sowjetische Druck in Richtung Stettin hielt mit gleichbleibender Stärke an. Da aber mittlerweile auch die deutsche Abwehrkraft grösser wurde, blieb den bolschewistischen Infanterie- und Panzerverbänden ein nennenswerter Erfolg versagt. Südlich von Stargard haben die deutschen Truppen nach mehreren Flankenstössen die sowjetischen Spitzen von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und zum grossen Teil bereits zertrümmert. Die Besatzung von Arnswalde, die zwar eingeschlossen ist, aber eine Kapitulationsaufforderung abgelehnt hat, wies wiederholte bolschewistische Angriffe ab. Südlich und nördlich Deutsch-Krone haben die Bolschewisten mit starken Kräften aufgeschlossen, wurden jedoch zurückgeworfen.

„Offensive um jeden Preis"

BERLIN

Wie die von Moskau verlangte «Offensive um jeden Preis» sich für die Bolschewisten auf die Dauer auswirken muss, zeigen die Kampfberichte von der Oderfront südlich Breslau. Dort verloren die Angreifer im Bereich eines deutschen Panzerkorps innerhalb der letzten neun Tage 76 Panzer, über 70 Panzerabwehrkanonen und eine grosse Menge anderer schwerer und leichter Waffen. Zwölf schwere Panzerabwehrkanonen fielen unbeschädigt in deutsche Hand. Der Feind liess rund 12 000 Tote auf dem Kampffeld und erlitt ausserdem besonders hohe Ausfälle an Schwerverwundeten.

Emigrantenstreit

Holländische Minister gegen die Diktaturabsichten der landflüchtigen Königin

Eigener Bericht

GENF

Obgleich die Londoner holländischen Emigranten, um das völlig diktatorische Vorgehen ihrer landflüchtigen Königin zu decken, die gegenwärtige Krise ihrer Regierung mit grösster Heimlichkeit umgeben, steht doch fest, dass der Minister für öffentliche Arbeiten, Albarda und der Sozialminister van den Tempel im Zusammenhang mit dem Rücktritt des Innenministers Burger ebenfalls zurückgetreten sind und dadurch den Rücktritt der gesamten Schattenregierung hervorgerufen haben.

Professor Gerbrandy, gegen den sich alle diese Proteste richteten, ist trotzdem von der Königin mit der Neubildung der Regierung beauftragt worden, hat sich aber Bedenkzeit ausgebeten, bevor er über Annahme oder Ablehnung dieses Auftrages entscheiden könne.

Die gegenwärtige Krise ist wegen der Rachepläne der Königin gegen ihre Untertanen ausgebrochen, die sich dem deutschen Besatzungsregime nicht genügend widersetzt haben. Ein Teil der Presse macht aber schon jetzt darauf aufmerksam, dass die zurückgetretenen Regierungsmitglieder auch die Militärdiktatur nicht gebilligt hätten, die die Königin in den ersten zwei Jahren nach der von ihr erhofften Rückkehr nach Holland dort einrichten will, um ihren Racheakt ungestört durchführen zu können. Die zurückgetretenen Minister hätten eine Zivilverwaltung und ein vielleicht lokalbegrenztes Parlament vorgeschlagen, seien aber damit auf den energischen Widerstand der Königin gestossen.

Ein jeder stösst den andern an

Von Paul Niehaus

TRIEST

Der Schreiber dieses ist schon oft in den Geruch «unsozialer Gesinnung» gekommen, weil er nämlich niemals ein Hehl aus seiner Meinung machte, dass eine Zeitung im besonderen nicht zu Höchstleistungen kommt, niemals auf vollen Touren läuft, wenn nicht der eine den anderen «antreibt»: Der Verleger die Schriftleiter, die Schriftleiter aber auch den Verleger, die Schriftleiter den Metteur und dieser wieder die Schriftleiter. Der Zeitungs-Betrieb ist ein «Antreiber»-Betrieb katexochen, kann es und darf es nicht anders sein, weil die Präzision auf Minuten und die periodisch haargenau gleichbleibende Erscheinungsweise keinen Leerlauf gestatten. Sollen die Zahnräder richtig ineinanderpassen, darf sich die Achsenverlagerung nicht verschieben; jeder muss mit soldatischer Exaktheit auf seinem Platz feststehen. Und das Schöpferisch-Neue einer jeden Zeile, das Unberechenbare der Ereignisse und der Menschen, die ja der eigentliche Rohstoff der journalistischen Arbeit sind, kann in dieses Nonplusultra der Exaktheit und Präzision nur einbrechen (als ein im Grunde wesensfremdes Element), wenn jeder seinen Vorder- und Nebenmann «antreibt.» Was aber hier sozusagen «in eigener Sache» gemeint ist, das gilt im tiefsten Grunde *für jeden anderen Beruf auch;* es liegt nun eben in der menschlichen Natur tief begründet, dass ihn irgendein «Motor» zu Höchstleistungen antreiben muss, dass er allzu gern — nicht nur im sonnigen Süden — im «dolce far niente» dahindämmert.

Nun ist aber der Begriff «antreiben» für alle durch die Gewerkschaftsschule gegangenen und zum «Klassenbewusstsein» erzogenen Qualitätsarbeiter ein rotes Tuch, weckt zu neuem Leben noch längst nicht überwundene Empfindlichkeiten. Und sogar mit Recht: Es soll sich niemand antreiben lassen, damit ein anderer, ein Parasit, 24 Stunden am Tag schmarotzen kann; innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist der Widerstand gegen jedes «Antreiber-System» nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht des Arbeiters. Ganz anders aber, wenn wir für uns selbst und für eine echte Gemeinschaft arbeiten!

Und dass — wenn dieser Krieg vorbei sein wird — es keine Parasiten mehr geben wird, davon dürften wir alle überzeugt sein. Angesichts des grossen Trümmerfeldes, das Europa unserem Anblick bieten wird, wird nur derjenige sein Brot verdienen, der mit beiden Fäusten zupackt, wo er nun gerade steht. Drückeberger werden durch keine Masche der neuen Sozialordnung hindurchschlüpfen können. — Aber freilich: eine andere Schwierigkeit ist in der Sache gegeben; wir sind uns klar darüber, dass die jahrelange Gewöhnung an das Kriegs-«Handwerk» im Menschen Komplexe geschaffen hat, die ihm die Einordnung in einen «bürgerlichen» Beruf und in eine jahraus jahrein gleichbleibende Arbeitsleistung schwer machen. Man denke an die vielen jungen Menschen, die von der Schulbank weg an die Front mussten, die inzwischen wohl gehorchen und befehlen lernten und heroisch zu sterben wissen, die dem bürgerlichen Alltag aber als Neulinge und Lehrlinge gegenüberstehen; und die Millionen, die aus ihrem Beruf herausgerissen wurden, tragen wohl heute im Herzen eine brennende Sehnsucht, wieder an der Werkbank, am Hochofen oder auf der Scholle zu stehen, vor dem Zeichentisch oder den Geschäftsbüchern zu sitzen, aber arbeitstechnisch, arbeitspsychologisch ist diese Umstellung auch bei bestem Willen nicht einfach. — Und da wird es keineswegs abgehen ohne ein freundschaftliches, kameradschaftliches «Antreiben».

Die Sowjets haben ihren Stachanow, die Anglo-Amerikaner ihren Taylor, ihr Fliessbandsystem, (die neueste Meldung aus Detroit besagt, dass Ford in seinen Betrieben das Stachanow-System einführen wird!), *wir Deutschen werden unser deutsches Arbeitssystem finden müssen,* um im Zeitalter der Maschine den Frieden zu gewinnen und neben den anderen Industrie-Nationen zu bestehen. Das ist wohl im tiefsten der Sinn dieses Krieges überhaupt: Weil wir keinen Stachanow und keinen Taylor haben wollen, kein System, das den Menschen zum Sklaven der Maschine entwürdigt, ist uns die Aufgabe gestellt, der Welt vorzuleben, wie der Mensch trotz des Dämons Maschine Herr seiner selbst, also eigentlich Mensch bleiben kann. Es ist keine Frage, dass eine *gewisse* Art der Maschinen-Arbeit den Menschen degeneriert.

Es ist kein Zufall, dass diese Gefahr, die von der Maschine her droht, nirgends so klar und so früh erkannt worden ist wie bei uns in Deutschland. Während andere Völker blind und skrupellos — allen voran die englische Plutokratie — in die moderne Sklaverei des Frühkapitalismus sich mit vollen Segeln hineintreiben liessen (die Dividenden stiegen dabei ja ins Phantastische), ist in Deutschland die Stimme der Warner nie verstummt; durch das ganze 19. Jahrhundert hin haben die «deutschen Sozialisten» einander die Fackel der idealen Forderung weitergereicht. Der früheste unter ihnen war Goethe, der schon im «Wilhelm Meister» prophetisch schrieb: «Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich — es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen.» — Und ebenso tief erkannte ein Menschenalter später, als der Marxismus sich schon organisiert hatte, Friedrich Nietzsche die Tragweite des Problems: «Die Maschine, selbst ein Erzeugnis der höchsten Denkkraft, setzt bei den Personen, welche sie bedienen, fast nur die niederen, gedankenlosen Kräfte in Bewegung. Sie entfesselt dabei eine Masse Kraft, die sonst schlafen läge, das ist wahr, aber sie gibt nicht den Antrieb zum Höhersteigen, zum Bessermachen, zum Künstlerwerden. Sie macht tätig und einförmig, das aber erzeugt auf die Dauer eine Gegenwirkung, eine verzweifelte Langeweile der Seele,

Von der Schönheit des Unscheinbaren

Von Prof. Wilhelm Waetzoldt †

Die Kunst deutet das Leben in der Ganzheit, sie offenbart die [illegible]liche Fülle des Seins im Grössten [illegible] im Kleinsten, in dem, was vor [illegible]er Augen steht, und in dem, was [illegible]steckt da ist, «gebückt in sich und [illegible]bekannt». Die Kunst schreitet von [illegible]pfel zu Gipfel, sie tastet aber auch [illegible] Halm zu Halm, sie spricht Donnerworte und zwitschert wie ein [illegible]wäblein.

Die Schönheit des Unscheinbaren [illegible]enkt sich jedoch weder den [illegible]heitstagen der Menschheit noch [illegible] Jugendjahren der Menschen: [illegible]en sind dringendere Aufgaben [illegible]stellt. Erst auf den Hochebenen [illegible]es Lebens schöpfen Völker und [illegible]ster Atem; sie sehen in sich und [illegible] sich. Und da werden sie des Unscheinbaren gewahr. Seine Schönheit ist eine der Himmelsgaben und [illegible] der grossen Tröstungen.

Aber nicht jeder Künstler ist reich [illegible]ug, sie zu spenden. Das Unscheinbare erschliesst sich nur der [illegible]furcht vor der grenzenlosen Wirklichkeit, der Hingabe an alles, aber [illegible] an alles Seiende, also nicht [illegible] kalten Sachlichkeit, sondern einem tief von innen her [illegible]enden menschlichen Ethos, mit [illegible] Worte: der Liebe.

[illegible] ist die eine Seite der Frage, [illegible] Künstler her gesehen — auf der anderen Seite sind wir. Das Unscheinbare entzieht sich jedem hastigen oder faulen Auge, auf das fleissige und gelassene wartet es. Geduld, Bescheidenheit und Verzicht heissen die Pforten zur Schönheit des Unscheinbaren. Sie durchschreitet nur, [illegible] eine wahrhaft franziskanische Seele mitbringt, mit der schon ein Stück vom Frieden Gottes ist. Dann aber geht es uns wie den Sonntagskindern im Märchen: wir verstehen die Sprache der Tiere und der Dinge, hören, was der Hase zum Igel und was der Kochtopf zum Feuer auf dem Herde sagt. Den aufgetanen Sinnen ist kein Ding fremd und tot, jedes aber lebendig und vertraut. Und von allen Seiten scheint es zu rufen: Verweile doch!

Ein «Nichts» an Landschaft birgt einen Schatz von stiller Schönheit, ein Alltagsgesicht verrät die Schrift des Schicksals. Nur ein Dichter wie Matthias Claudius, der Auge und Herz für das Unscheinbare, für das so leicht übersehene Allernächste hatte, konnte die schöne Schlussstrophe des Abendliedes schreiben:

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
Und lass uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbarn auch!

Was zieht denn die Kinder der nordischen Länder mit so magischer Gewalt in den Bann Rembrandts? Sind es wirklich nur seine heldischen Aufschwünge, seine tragischen Tiefen? Rembrandt ist der Maler des Barmherzigen Samariters und der Radierer der Drei Kreuze, er hat aber auch den geschlachteten Ochsen gemalt und den Bettler mit dem Stelzfuss radiert. Die Landschaft mit den Drei Bäumen und die Mühle — das ist Rembrandt, die Hütte hinter dem Plankenzaun, strohgedeckt unter dem Nordseehimmel, und die einsame Brücke — das ist auch Rembrandt. Wir nennen ihn gern den «Maler der Seele» und gewiss ist er es. Aber seine Seele war immer dabei, auch wenn er den Rattengiftverkäufer radierte oder eine kleine Muschel.

Schon bei Dürer war es nicht viel anders. Die gleiche treue Hand schuf die vier Apostel und die Akelei, malte das Allerheiligenbild und zeichnete das Feldhäschen.

Es war nicht nur eine künstlerische Leistung, sondern auch eine moralische Tat, als Hugo van der Goes — noch vor Dürer — die Armut der Hirten auf dem Felde in das Andachtsbild (Portinari-Altar) einführte! Kleine Leute, nach denen sich niemand umdrehte, derb und neugierig, gewöhnt an «Kreuz und Leiden», aber auch hilfsbereit und gutmütig, so wie sie sind, so malte sie der Niederländer. Schön aber wurde dieses unscheinbare Volk durch seine rührende Gläubigkeit und unverstellte Hingabe.

Und noch einen Schritt weiter zurück und nach Süden. Leonardo hat gewusst, dass die Blicke der Betrachter seines Abendmahles alles überspringen, um nur ja der Gesichter und der sprechenden Hände Christi und der Apostel habhaft zu werden. Und doch hat sein Pinsel mit unendlicher Sorgfalt auch die Schönheit des Unscheinbaren offenbart: so das mit rotem Wein halbgefüllte Glas, durch dessen dünne Wandung das Licht scheint, so die Krumen des gebrochenen weissen Brotes, das feuchte Fleisch der Zitronen, die Majolikaschüsseln, die gebratenen Fische und die Stickereien auf dem Tischtuch. Alles ist wahr, alles ist «seiend». Es ist immer ein Vorzeichen vom Niedergang, wenn in der Kunst statt der Schönheit des Unscheinbaren der Effekt des Auffälligen gesucht wird: die Seelen verarmen.

Das Erhabene und das Heroische packt die Menschen mit der Sturmgewalt der Einzigkeit und Einmaligkeit. In der Schönheit des Unscheinbaren aber spüren wir die dauernde Einheit der Dinge, das Gesetz, das die Welt im Innersten zusammen hält. Und wir ahnen die ferne Hand Gottes, in der alles Sein zusammenfliesst und ewig ruht.

Kunstmaler Paul Weimann gestorben. Nach Georg Wichmann und Hans E. Oberländer verlor die Riesengebirgsmalerei jetzt innerhalb weniger Monate ihr drittes Mitglied. Nach einem erfolgreichen Wirken starb vor einigen Tagen in Hirschberg der Kunstmaler Paul Weimann im 78. Lebensjahre. Der 1867 in Breslau geborene Künstler war wie Oberländer ein Schüler der Breslauer Kunstakademie und zählte seit dem Ende des ersten Weltkrieges zu dem grossen Kreis der im Riesengebirge wirkenden Maler.

Der Maler Karl Mediz ist im Alter von 77 Jahren gestorben. Mediz, der aus Wien stammte, hat seine Hauptschaffenszeit in Dresden verbracht. Um die Jahrhundertwende war sein Name ein künstlerischer Begriff geworden. Nach dem Tode seiner Frau Emilie Mediz-Pelikan ist Karl Mediz freiwillig in den Hintergrund getreten, hat aber unverdrossen weitergearbeitet. Er hat aber nie mehr ausgestellt.

Wie man Geschichte schreiben sollte

Von H. v. Wedderkop

Um es gleich vorwegzunehmen: zunächst und vor allem muss Geschichtsschreibung subjektiv sein — aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht objetiv sein kann. Objektiv sind nur Tatsachen, objektiv ist das blinde Geschehen selber, niemals aber die Rekapitulation der Ereignisse durch einen Dritten — Beteiligten oder Unbeteiligten. Alle Versuche in dieser Richtung hängen doch immer von der Person der Historiker ab.

Die Geschichtsdarstellungen der vergangenen Zeit nehmen einen bei weitem zu unpersönlichen, kalten, «objektiven» Standpunkt ein, sie brauchten oft Worte, die weit über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers — die geistigen — hinausgehen, Worte, die den Verfasser sozusagen auf einen turmhohen Standpunkt stellen sollen, damit er von da aus einen möglichst weiten, erhabenen Rundblick hat, statt dass er sich aufmerksamen Blickes unter die handelnden Personen mischt, um überall in die Seelen und Zustände hineinzuleuchten und auf diese Weise zu «inneren Tatsachen», zu all den Erlebnissen zu kommen, die ihn erst die wahren Zusammenhänge des Geschehens erkennen lassen.

Der Historiker legt mit Recht grösstes Gewicht auf Urkunden und andere Dokumente aus der Zeit. Aber was sind schliesslich alle diese Urkunden und Dokumente? Sind sie wirklich mit dieser Zauberkraft begabt, dass sie Antwort geben auf die neugierige Frage, «wie alles gekommen ist?» So dass sie schlüssige Antworten geben? Es ist ohne weiteres klar, dass sie es nicht sind. Höchstens sind sie einzelne Wegweiser für ein Labyrinth, an den äusseren Grenzen dieses Labyrinths. Im Innern sich zurechtzufinden bleibt deshalb genau so schwer — mit und ohne solche Wegweiser, wie sie Urkunden bilden.

Es ist daher ohne Umschweife und bedingungslos festzustellen, dass für jeden Historiker — so unglaubwürdig es klingen mag, so «unhistorisch» geradezu — die Intuition, und zwar die künstlerische Intuition die hauptsächliche Begabung des Historikers zu sein hat, ohne welche ihm nichts gelingt, nichts gelingen kann. Denn wie anders sollte er den Weg finden zu diesem Zwang der Ereignisse, d. h. dem Zwang, den die Ereignisse auf die tatsächliche Entwicklung von Menschen und Dingen ausüben?

Was folgt daraus? Dass der Historiker vor allem ein Psychologe von Gottes Gnaden sein muss, und zwar so gut Massen- wie Individualitätspsychologe. Das ist vielleicht der wichtigste Teil der von ihm zu fordernden Begabung. Leider kommt dazu aber noch ein gutes Teil mehr, was er leisten muss.

Für die ältesten Zeiten fehlen nicht selten Dokumente gänzlich, es sei denn, dass man dazu Topfscherben etwa rechnen will. Tatsächlich sind sie, besonders in den grossen Wanderungszeiten, oft die einzige Spur, die diese Wanderungen hinterlassen haben. Um sie verwerten zu können für die historischen Feststellungen, muss also der Historiker einen gewissen Formensinn, also ästhetische Begabung haben, was um so schwerer ins Gewicht fällt, wenn es sich um weit zurückliegende Zeitperioden handelt, wie etwa um den kretisch-mykenischen Kulturkreis, der ebenso geheimnisvoll wie interessant ist. Anfang des zweiten Jahrtausends v.d.Z. wandelte sich diese kretisch-mykenische Kultur mit der Monumentalität ihrer Architektur und in Verbindung damit ihrer sinnlichen Intensität ohnegleichen plötzlich das heisst fast ohne Uebergang, zur »Aermlichkeit» des sogenannten «geometrischen Stils». Was war daraus zu schliessen? War es wirklich, wie wir es fast in allen ‚Geschichtsbüchern, die sich mit der Frage beschäftigen, lesen, eine «Aermlichkeit» oder war es nicht vielleicht auch das Erwachen zu einer neuen Weltanschauung, die die Dinge ernster ansah, realistischer, indem sie mehr mit Linien' und Flächen operierte und das Detail opferte? Tatsächlich liegt in dieser Zeit der erste Anfang des Risses, der in späteren Jahrhunderten einmal das ganze leichte ätherische Reich der griechischen Götter vernichten sollte, was dann wieder zahlreiche anderen Folgen haben sollte.

Und es gibt wieder andere Epochen der Geschichte, wo der Historiker zum Sprachforscher werden muss, und dies nicht nur in ältesten Zeiten. So ganz besonders für die ebenso interessante wie schwer zu rekonstruierende Zeit der grossen Völkerwanderungen der germanischen Stämme, ein Gebiet, das gerade sprachtechnisch ungeheure Anforderungen an den Historiker dieser Zeiten stellt, und nicht nur Kenntnisse, sondern auch ein geschultes Ohr, um das phonetisch Wichtige aus Worten, Namen, Personen- und Familiennamen, Waffenbezeichnungen usw. usw. herauszuhören.

Aus solchen Beispielen, die willkürlich unter hundert anderen herausgegriffen sind, ergibt sich vor allem eins: die Wichtigkeit der kleinen Indizien, der Wert des «Unwerts». Es ist die Kunst, die Begabung des Historikers, auf solchen «Kleinigkeiten», seien sie künstlerischer oder charakterlicher Natur aufzubauen, und wie sehr grade auf diesen Gebieten die Ansichten auseinander gehen, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Hier hilft nur die Intuition und Kühnheit der Ideen, und man sollte auf solchen Gebieten nicht kleinlich sein und gewagte Hypothesen nur dann verdammen, wenn sie entweder absurd, d. h. intuitionslos sind oder wenn stärkere, tragfähigere, vom «Hypothetiker» nicht gekannte Grundlagen vorhanden sind, die seine Theorie Lügen strafen.

Mit zunehmender Helligkeit der geschichtlichen Zeiten wird die Aufgabe des Historikers durchaus nicht etwa einfacher. Denn die Grundbedingungen seines Schaffens bleiben immer dieselben: immer wird er, auch wenn

welche durch sie nach wechselvollem Müssiggang dürsten lernt.»

Vielleicht wird die Kulturgeschichte des abgelaufenen Zeitalters, d. h. der Jahrhundertwende bis hin zum Ausbruch des Grossen Krieges, einmal unter dem Motto dieses Nietzsche-Wortes geschrieben werden. Jedenfalls: Wieder ein Menschenalter später, ein Jahrhundert nach Goethe, etwa 1924 oder 1925, erschien ein Film, wir würden ihn heute gern wiedersehen: «Metropolis». In dem war mit einem gewissermassen apokalyptischen Witterungsinstinkt diejenige zwangsläufig erscheinende Entwicklungstendenz bildhaft geworden, die der Menschheit allmächtig wie ein alles verzehrender Moloch aus dem bolschewistischen Osten drohte: Die Menschheit auseinandergebrochen in eine gedankenlos vegetierende Roboter-Armee, eine Milliardenmasse, wie ein Goethe und ein Nietzsche sie hatten heraufkommen sehen: Ohne Eigenwillen, ohne Phantasie, ohne Moral, ohne die grossen Ideen, die den Menschen auszeichnen vor dem Tier, vielmehr geistig und biologisch vollkommen entartet; und auf der anderen Seite: Ein winzig kleiner «Gehirntrust» machthungriger Hyänen, überintellektuell, die Erde beherrschend durch eine Technik, die noch phantastischer Steigerungen fähig ist, aber eine Welt gestaltend, in der kein Gefühl, keine Kunst, keine Liebe mehr Platz haben. (Solche ernsten Besinnungen liegen durchaus auch der anmutig-humorvoll scheinenden Goetheschen Ballade vom «Zauberlehrling» zu Grunde.)

Der Krieg seit 1914 geht im letzten um diese Entscheidung weltgeschichtlicher, ja, sogar metaphysisch-biologischer Art: *Wie der Mensch der Zukunft beschaffen sei.* Ohne dass wir wussten, worum es im letzten ging (wir hatten nur die Nahziele vor Augen), sind wir zum Kampfe angetreten, und nun sprechen die Waffen, nichts anderes als die Waffen, mit der Härte und Erbitterung eines Endkampfes für Jahrhunderte. Da aber die Ideen nicht nur die Staatsgrenzen, sondern auch die Kampffronten zu überspringen pflegen, ist es gut, sich immer wieder zu besinnen auf die Notwendigkeit dieser Auseinandersetzung, *und uns selbst immun zu machen* für menschenfeindliche Bazillen: Wir haben Träger einer neuen Sozialgesinnung zu sein, und das heisst, wenn wir nicht in der Phrase steckenbleiben wollen, die Verwirklicher eines neuen Arbeitsethos. Dabei ist folgendes Bewusstsein entscheidend: Wo der Einzelne auch stehen mag im Arbeitsprozess, er muss die Ueberschau über das grosse Ganze behalten, er muss verstehen, warum er an seinem Platze diesen und jenen Handgriff so und nicht anders zu machen hat, wie er ihn am besten zu machen hat, und aus *Liebe zum grossen Werk* wird er dann auch die kleine Handreichung mit Interesse und Hingabe tun, weil er Anteil am Ganzen hat und ein «totaler Mensch» bleiben darf. Er wird sich nicht für terrorisiert halten von einem Zweck, der jenseits seiner Persönlichkeit liegt und ihn nun missbraucht als willenloses Werkzeug.

Es ist gefährlich, zu sagen: Der Einzelne sei nur ein Rädchen in dem grossen Getriebe, denn das erweckt wieder die Vorstellung von einer seelenlosen Maschinerie. Aber eins ist klar: Wir können der Präzision einer solchen Maschinerie nur gleichkommen oder sie gar übertreffen, wenn ein Rad das andere «antreibt» — aber nun nicht mehr aus dumpfem Zwang, sondern aus freiem Willen. Es ist heute in diesen kritischen Monaten, und auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten des Aufbaus mit bürgerlicher, bürokratischer Korrektheit — die wir nicht verachten wollen — nicht getan; revolutionäres Wesen bezeugt sich auch nicht in tönenden Phrasen, sondern in der lauernden, nervös gespannten Ausnutzung jeder, aber auch jeder Chance, in der Wachsamkeit und Sachlichkeit, mit der alles dem Siege untersteilt wird — ohne Beachtung von Hemmungen und Instanzen. Wer keinen Taylor und keinen Stachanow will (es könnte ja auch ein dritter Name sein), der muss die Verantwortlichkeit in sich selbst stabilisieren, wer als guter «Demokrat» keine Antreiberei von aussen und von oben will, der muss in der Tuchfühlung der Arbeitskameradschaft ein freundschaftliches, kameradschaftliches «Antreiben» für unentbehrlich halten.

Ein alter Weckruf der Marine heisst: «Rise, Rise, alle Mann — Ein jeder stösst den andern an — Und weckt dadurch sein' Nebenmann.» Aus solchem Spruch hört man heraus den Stolz des freien Mannes, aber auch die lebenswahre Einsicht, von keiner Ideologie getrübt, dass nun mal das «Anstossen» zur menschlichen Arbeitsleistung dazugehört. Wobei niemand ein Pharisäer, jeder ein Kamerad sein möge. In dieser bitter ernsten Zeit tut uns ein «fröhliches Antreiben» mehr not als je.

Verwandelte Pazifisten

Von unserem Korrespondenten

VENEDIG

Seit einiger Zeit sind zwischen den Kommunisten und Sozialdemokraten in Süditalien Verhandlungen im Gange, die einen Zusammenschluss der beiden Parteien zum Ziel haben, der nach Lage der Dinge jedoch lediglich ein Aufgehen der Sozialdemokraten in der kommunistischen Partei bedeuten würde. Aus einer Verlautbarung, die in den letzten Tagen von den beiden Parteien veröffentlicht wurde, geht hervor, dass zwischen den Kommunisten und den Sozialdemokraten ein Arbeitsabkommen beschlossen wurde. Das merkwürdigste daran ist, dass die in ihrer Ideologie von früher her pazifistischen Parteien ihre Anstrengungen nun mehr auf die Bildung eines «starken Heeres» richten wollen, wie es in der Verlautbarung heisst. Ob die Bevölkerung Süditaliens diese auffällige Schwenkung mitmachen wird, von der jedes Kind weiss, dass sie nicht im Interesse des italienischen Volkes sondern im Auftrag der Kriegshetzer im Kreml durchgeführt wird?

Stimmen von drinnen und draussen

Unheimliches Schweigen

In einem Leitartikel beschäftigt sich der Berner «Bund» mit den Zuständen in den von den Russen besetzten Ostländern. Das Blatt spricht von einem «unheimlichen Schweigen», das sich über den weit hinter der Front liegenden europäischen Osten breitet, ein Schweigen, dessen Gründe kaum auf dem Gebiet militärischer Geheimhaltungen gesucht werden könnten. «Welchen Weg nimmt die Entwicklung in Rumänien, Bulgarien und Ungarn, wo Freiheit und Demokratie angeblich ihren Einzug gehalten haben sollen?» Nur ganz vereinzelt und fast schüchtern wird danach gefragt, was sich denn dort eigentlich zutrage. Auch der Korrespondent des «Bund» in Rumänien ist erneut verstummt.

Wenn man den spärlichen amtlichen Mitteilungen folgt, dann feiern dort Recht und Gerechtigkeit förmliche «Triumphe». Unermüdlich walten die sogenannten «Volksgerichtshöfe», die überall wie Pilze aus dem Boden schiessen. Die Agence Bulgare meldet, dass in «ganz Bulgarien» die Prozesse vor den Volksgerichtshöfen ihren Fortgang nehmen. Gelegentlich treffen dann ebenso kurze Meldungen über gefällte Todesurteile und ihre Vollstreckung ein. Je mehr von diesen blutriefenden Meldungen eingehen, umso weniger kann man den Darstellungen glauben, dass dortzulande im Zeichen der Demokratie Recht gesprochen werde. Abgegriffene Wendungen wie «Bestrafung volksfeindlicher Elemente» oder «Ueberwindung einer düsteren Vergangenheit» können hier nicht überzeugen.

Heftige Kämpfe im Westen

Feindangriffe zwischen Niederrhein und Maas
Besatzung von Budapest kämpft weiter – Sowjetdurchbruch in Ostpreussen verhindert

FUEHRERHAUPTQUARTIER, 10. Februar

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Verteidiger von Budapest setzen in der Burg und in der Zitadelle ihren heldenhaften Kampf fort.

Oestlich des Plattensees wurden feindliche Angriffe bis auf einen inzwischen abgeriegelten Einbruch vor unseren Stellungen zerschlagen.

Nördlich der West-Beskiden wird bei Saybusch und Bielitz in Angriff und Abwehr heftig gekämpft. Im Brückenkopf von Brieg blieben alle Angriffe des Gegners erfolglos. Im Kampfraum von Breslau-Liegnitz-Glogau warfen die Sowjets starke Kräfte in die Schlacht und konnten trotz zäher Gegenwehr unserer Truppen nach Westen Raum gewinnen. Zwischen Fürstenberg und Küstrin wurde der Feind aus seinen Brückenköpfen weiter auf die Oder zurückgeworfen.

Im Südteil von Pommern hielt der feindliche Druck bei Arnswalde und Deutsch-Krone an, während in den übrigen Frontabschnitten unsere Abwehrerfolge ein Abflauen der feindlichen Angriffe bewirkten. Im südlichen Westpreussen nahmen die Bolschewisten nach starker Feuervorbereitung mit mehreren Schützendivisionen ihre Angriffe nordwestlich Schwetz und südwestlich Graudenz wieder auf. Sie wurden in harten Kämpfen aufgefangen. Von Osten gegen Graudenz geführte Angriffe scheiterten. Die Besatzungen von Schneidemühl und Elbing erfüllen in schweren Kämpfen und vorbildlicher Tapferkeit die ihnen übertragenen Aufgaben.

Eine aus dem Panzerschiff «Admiral Scheer» und drei Torpedobooten bestehende Kampfgruppe der Kriegsmarine griff wirkungsvoll in die Kämpfe um Elbing und Frauenburg ein.

In Ostpreussen versuchten die Bolschewisten, mit starken Infanterie- und Panzerkräften bei Landsberg und Kreuzburg unsere Front zu durchbrechen. Nach anfänglichem Geländegewinn wurde die Wucht der Angriffe durch den hartnäckigen Widerstand und die Gegenangriffe unserer Divisionen gebrochen. In erbitterten Kämpfen wurden über 100 sowjetische Panzer vernichtet, davon 80 im Bereich des Fallschirm-Panzerkorps «Hermann Göring». Auch im Samland scheiterten heftige Angriffe der Bolschewisten.

Jagd- und Schlachtfliegerverbände griffen auch gestern in den Schwerpunkten in die Erdkämpfe ein und vernichteten ausser Hunderten von Fahrzeugen 37 Panzer und 28 Geschütze. Oberst Rudel schoss in den letzten Tagen 11 sowjetische Panzer ab und erhöhte damit seine Abschusserfolge auf 516 Panzer.

Aus einem durch Jäger geschützten britischen Kampffliegerverband schossen deutsche Jäger an der norwegischen Westküste 11 Torpedoflugzeuge und 3 Jäger ab. Leichte deutsche Seestreitkräfte und Sicherungsfahrzeuge der Kriegsmarine brachten weitere 9 der erfolglos angreifenden britischen Bomber zum Absturz.

Im Westen sind zwischen dem Niederrhein östlich Nimwegen und der Maas bei Gennep heftige Abwehrkämpfe im Gange. Im Verlaufe starker Angriffe konnte der Feind im Reichswald Boden gewinnen.

An der Rur scheiterten zahlreiche Aufklärungsvorstösse und Uebersetzversuche des Gegners. Am Oberlauf des Flusses riegelten Panzergrenadiere in heftigen Kämpfen den angreifenden Gegner ab, bevor er das Ostufer gewinnen konnte. Südwestlich Schleiden warf ein Gegenstoss die Amerikaner aus einer Einbruchstelle. In der Schnee-Eifel blieben die angreifenden Verbände der 3. amerikanischen Armee im zusammengefassten Feuer aller Waffen vor oder in unserem Hauptkampffeld liegen. An der oberen Oure wurden feindliche Bereitstellungen durch unsere Artillerie zerschlagen.

Heftige Kämpfe sind um Brückenköpfe an der unteren Sauer entbrannt, die der Feind nach Zuführung von neuen Kräften auszuweiten versuchte. Mehrere Angriffe der Amerikaner südöstlich Vianden brachen unter hohen blutigen Verlusten für den Gegner schon vor unseren Stellungen zusammen. Südöstlich Remich an der Mosel warfen unsere Panzer den angreifenden Feind wieder auf seine Ausgangsstellungen zurück.

Im Unterelsass blieben feindliche Aufklärungsvorstösse vor unseren Gefechtsvorposten liegen oder scheiterten in unserem Artilleriefeuer.

Nach schweren Kämpfen gegen die bei Tag und Nacht angreifenden de Gaulle-Truppen wurden unsere noch auf dem Westufer des Oberrheins stehenden Kräfte mit allen Waffen und Versorgungsgütern auf das Ostufer überführt und vor dem nachdrängenden Feind die Brücke bei Neuenburg gesprengt. Die 21tägige Schlacht um den Brückenkopf im oberen Elsass, in der unsere Truppen tapfer kämpfend eine oft zehnfache Uebermacht abwehrten, ist damit abgeschlossen. Im Verlaufe dieser Kämpfe vernichteten unsere Truppen 200 Panzer sowie zahlreiche Panzerspähwagen und Kraftfahrzeuge des Feindes.

An der ligurischen Küste in Mittelitalien dauert die örtliche Kampftätigkeit an. Feindliche Aufklärungsvorstösse auf den Höhen östlich des Serchio scheiterten.

In dem Gebiet westlich Mostar in der Herzegowina dauern die feindlichen Angriffe an. An der unteren Drina haben unsere Truppen den Fluss nach Osten überschritten und dem zäh kämpfenden Feind die Uferhöhen nordwestlich Zvornik entrissen. Südlich der Drau stiessen deutsche Truppen und Kosakenverbände im Zusammenwirken mit kroatischen Kampfgruppen konzentrisch von Osten und Westen vor und nahmen die Stadt Virovitica im Sturm.

Nordamerikanische Terrorverbände warfen am gestrigen Tage Bomben auf Magdeburg sowie auf Orte in Thüringen und Westfalen. Dabei entstanden Gebäudeschäden und Personenverluste, vor allem in Weimar und Jena. Weitere Angriffe richteten sich gegen Städte im südostdeutschen Raum. Tiefflieger terrorisierten im westlichen und südwestlichen Reichsgebiet durch Bordwaffenangriffe die Zivilbevölkerung.

Das Feuer unserer Vergeltungswaffen auf London dauert an.

Stützpunkte gut versorgt

STOCKHOLM

Ein amerikanischer Stabsoffizier muss feststellen, wie aus einem New Yorker Eigenbericht in «Stockholms Tidningen» hervorgeht, dass die deutschen Truppen in St. Nazaire und Lorient über eine bessere Luftpostverbindung verfügen als die sie belagernden amerikanischen Truppen. Die Deutschen hätten sich ausserordentlich gut eingegraben, verfügten über reichliche Artillerie und erhielten laufend Vorräte und Munition durch U-Boote.

Erfolgreicher Nachtjäger

BERLIN

Der mit dem Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz ausgezeichnete Hauptmann Rath schoss in der Nacht zum 8. Februar sechs feindliche Flugzeuge ab.

Verdienter Techniker

BERLIN

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Grossadmiral Dönitz, das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern an den um die technische Weiterentwicklung des Unterseebootes hochverdienten Professor Hellmut *Walther*.

20 000 Gefallene auf Luzon

TOKIO

An den verschiedenen Fronten im Kampfabschnitt von Luzon wurden den Amerikanern, wie Domei meldet, seit ihrer Landung im Lingayen-Golf bis zum 5. Februar von den japanischen Truppen Verluste zugefügt, die sich auf mehr als 20 000 Gefallene belaufen. Ausser den schweren Kämpfen in der Stadt Manila und in den Aussenbezirken sind die Japaner in der Subic-Bucht, in Batangas und im nordöstlichen Lingayen-Golf in erbitterte Kämpfe mit den USA-Truppen verwickelt.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Alltag in London

«Verdammtes Leben! Jetzt gehe ich immer mit einem Esel herum. Ich hoffe, dass wenigstens er mit seinen Riesenohren diese verfluchten V 2 hört».

Ostraum unter Terror

Zeugenaussagen über das Vorgehen der Sowjettruppen in den von ihnen besetzten Gebieten

BERLIN

Aus der Fülle des Materials über das barbarische Vorgehen der Sowjettruppen in den von ihnen besetzten Gebieten veröffentlicht das Oberkommando der Wehrmacht jetzt wieder neue Beispiele.

Der Soldat Ernst Sobolewski, ein Jungbauer aus dem Dorf Sassendorf in Ostpreussen, der sich zu den deutschen Linien zurückkämpfen konnte, berichtet, dass Sowjetsoldaten bei der Kontrolle deutscher Zivilisten diesen ihre Wertsachen, Wäsche, Schuhe, Esswaren usw. geraubt haben. Flüchtlinge, die er unterwegs traf, berichteten immer wieder von den Vergewaltigungen deutscher Frauen. Weigerten sich diese, sich den sadistischen Wünschen der Bolschewisten zu fügen, wurden sie und ihre Kinder getötet, die Häuser in Brand gesteckt. Eine etwa 40jährige Frau erzählte, dass sie von 20 Sowjetsoldaten vergewaltigt wurde. Bauern schilderten dem deutschen Soldaten das schreckliche Schicksal ihrer Familien. Einem Bauern wurden Frau und zwei Kinder erschossen und die Treckwagen in Brand geschossen. Andere Treckwagen, die die Strassen versperrten, wurden von bolschewistischen Panzern einfach überwalzt und die Insassen erschossen. Der Kanonier Erich Czerkus, der ebenfalls aus Ostpreussen stammt, schilderte aus eigenem Erleben, dass sein Gehöft fast völlig ausgeplündert wurde. In der Scheune fand er seinen Vater mit Genickschuss tot vor. Er war völlig ausgeplündert. Auf einem Nachbargehöft lagen Mann und Frau mit gefesselten Händen und aneinandergebunden tot in einer Stube. In einem weiteren Gehöft waren fünf Kinder mit den Zöpfen an einen grossen Tisch festgenagelt. Von seiner Mutter fand der Kanonier Czerkus trotz angestrengter Suche auch nicht die geringste Spur. Auf dem Weg zurück zu den eigenen Linien stiess er zusammen mit anderen Kameraden auf die Leichen von fünf Mädchen, die mit einer Leine aneinandergebunden waren. Die Wunden und die fast völlig zerfetzte und abgerissene Kleidung liessen darauf schliessen, dass die Mädchen eine längere Strecke geschleift worden waren.

Agitation mit Verrätern

Eine Bestätigung für die Erbärmlichkeit der Überläufer im Dienste Moskaus

BERLIN

Im Oktober des Vorjahres wurde in der deutschen Presse auf eine Verräterclique hingewiesen, die sich in ehrloser Weise den Sowjets verkauft hat und die im Moskauer Auftrag antideutsche Agitation betreibt. Die Leitung dieses Komitees liegt in den Händen aus Deutschland emigrierter Juden und Kommunisten, zu denen sich ein deutscher General, von Seydlitz, der vor etwa zwei Jahren seine tapfer kämpfenden Truppen feige im Stich liess und zu den Bolschewisten überlief, gesellt hat.

Was schon damals in der deutschen Presse festgestellt wurde, dass nämlich dieses Komitee ein reines Agitationswerkzeug der Sowjets ist, das wurde jetzt von einem Sprecher des de Gaulle-Regimes bestätigt, der auf einer Pressekonferenz des Aussenministeriums in Paris wörtlich erklärte, dass das Moskauer Verräterkomitee «ausschliesslich zu Agitationszwecken benutzt wird, um die Moral des deutschen Heeres und des deutschen Volkes zu untergraben».

Mit dieser amtlichen Feststellung des de Gaulle-Sprechers ist die Bedeutungslosigkeit des Verräterpacks um Seydlitz genügend gekennzeichnet. Die in Moskau sitzenden Handlanger des bolschewistischen Massenmords sind nichts anderes als erbärmliche Kreaturen der Feindagitation. Die Erwartungen unserer Feinde, mit solchen ausgehaltenen Subjekten irgendeine agitatorische Wirkung erzielen zu können, ist anscheinend, wie aus dem wegwerfenden Ton der Pariser Erklärung zu entnehmen ist, nicht allzu gross. Die deutsche Moral wird davon jedenfalls nicht untergraben, denn das deutsche Volk hat für eine «Agitation» des Verrätergesindels kein Gehör, sondern nur Verachtung.

Unruhen in Kairo

STOCKHOLM

In Kairo kam es am Freitag zu schweren Zusammenstössen zwischen tausend ägyptischen Studenten und 300 berittenen Polizisten. Im Stadtgebiet von Abassia haben die Studenten nach einer United-Press-Meldung aus Kairo den Verkehr stillgelegt, die Strassenbahnschienen gelöst und mit Steinen auf die Polizisten geworfen. Ein Student wurde bei den Zusammenstössen getötet und eine Anzahl von Polizisten verwundet. Die Studenten protestierten gegen das Vorgehen der Polizei, die am Donnerstag vier Schüler bei der Brechung eines Schulstreiks getötet hatte. Der Streik sei ausgebrochen, weil die Studenten nicht die Kleiderstoffe erhielten, die die Regierung ihnen versprochen hatte.

Ein Vertrag Plastiras-EAM

AMSTERDAM

Zwischen der Plastiras-Regierung und den Delegierten der EAM soll, wie «Reuter» aus Athen meldet, eine Einigung über alle noch ausstehenden Fragen einschliesslich einem genauen Entwaffnungsplan der Elas-Truppen erreicht worden sein. Man nimmt an, dass das Abkommen unterzeichnet wird, wenn die Konferenz am Sonntag fortgesetzt wird.

Die Waage

Stalins Hausgraf

Sk. — *Bis der jetzige Krieg dem ein Ende setzte, war es im gesamten Polen und in Ungarn Tradition, dass die Magnaten ihren Hausjuden hielten. In der Sowjetunion, wo alles anders ist als in der bürgerlichen Welt, hält Stalin sich einen Hausgrafen, der gleichzeitig einer seiner Hofpoeten ist. Graf Alexej N. Tolstoj, ein entfernter Verwandter des berühmten Leo Tolstoj, zählt heute 63 Jahre, schrieb bis zum bolschewistischen Umsturz 1917 ein schmales Bändchen Gedichte sowie einige Erzählungen und Novellen, die nicht über die Grenzen der Mittelmässigkeit reichen. Während des ersten Weltkrieges zog er es vor, in gemütlichen Restaurants in Frankreich statt Deutschland zu leben. Nach dem Sturz des Zarismus schloss er sich antisowjetischen Emigrantenkreisen im Auslande an, schrieb für Emigrantenblätter, die ihm aber für seine sonstigen Pensionen zu wenig eintrug. Er wandelte deshalb, rasch seine Ueberzeugung und übersiedelte von Berlin nach Leningrad, was die Bolschewiken ihm angesichts des für ihre Propaganda sehr brauchbaren Namens Tolstoj gnädig gestatteten. Der zum Bolschewiken gewordene Graf wollte aber mehr, er wollte auch in der Sowjetunion, dem Lande der Proletarier, gut leben, und den Weg dazu hatte er mit einem durch langjährige Wirtshauserfahrungen hoch entwickelten Spürsinn bald heraus: er verkaufte seine Schriftstellerei mit massiven Lobpreisungen des Bolschewismus und mochte er auch dem einen oder dem anderen Handwerk in recht primitiver und gewöhnlicher Form obliegen, so bewährte es sich doch für seine Zwecke. So schrieb er einen Roman «Aelita», der eine Volkserhebung auf dem Mars behandelte, einen Roman «Die Verschwörung der Zarin», in dem der Bolschewiken ermordete Zarenfamilie ausgoss, und einige andere Romane. Mit solchen literarischen Erzeugnissen sicherte er sich ein gutes Auskommen, da gerade diese Art von Literatur bei den Bolschewisten hoch im Kurse stand und stets, und auch das persönliche Wohlwollen der Kremlgewaltigen. Nachdem Stalin sich 1930 zum Alleinigen und allmächtigen Diktator aufgeschwungen hatte, fabrizierte der dichtende Bolschewiken einen Roman «Peter I», der sich streng an die vom Parteihistoriker Pokrowski geschickt formulierten damaligen Richtlinien der Kommunistischen Partei anlehnte. Demgemäss war Peter der Grosse Missgeburt, Sadist, Syphilitiker und Feind des russischen Volkes dargestellt. 1934 wurde aber die Parteiagitation ein neuer Kurs vorgeschrieben, der Bolschewiken wollte den russischen Patriotismus um ihn für seine Zwecke auszuschlachten, zu neuem Leben erwecken. Flugs arbeitete nun der dichtende Graf seinen Roman um, einem begeisterten Loblied auf Peter den Grossen um, der sich durch die Umarbeitung zum weisen Politiker, hervorragenden Herrscher und grössten Vertreter aufbauender russischer Staatskunst wandelte. Solche Dichtkunst fand im Kreml volle Würdigung und mit «allerhöchster» Genehmigung schrieb er nun ein Epos «Brot», das der Lobpreisung Stalins selbst gewidmet ist. Auf diesem Wege stieg Graf Alexej Tolstoj zum Hausgrafen Stalins.*

Aus aller Welt gedrahtet

Arabische Fühlungnahme

Der Präsident von Syrien, El Sayed Shukri el Kuwaly, ist in Mekka angekommen und hatte eine Besprechung mit König Ibn Saud. Auf seiner Rückreise wird der Präsident auch in Kairo Station machen und König Faruk einen Privatbesuch abstatten.

Filme statt Brot

Die schweizerische Depeschenagentur berichtet, dass auf dem Bahnhof von Genf ein ganzer Eisenbahnwagen mit amerikanischen und englischen Filmen für die Schweiz im Gewicht von zehn Tonnen eingetroffen ist. Die «Thurgauer Zeitung» versieht diese Meldung, da die Amerikaner bekanntlich die Lebensmitteleinfuhr nach der Schweiz nahezu vollständig unterbunden haben, mit der gezeichnenden Ueberschrift «Filme statt Brot».

Verbrecher als USA-Soldat

In deutsche Gefangenschaft geriet der amerikanische Soldat Richard Robedce, der als Schwerverbrecher vor die Wahl gestellt worden war, noch weitere drei Jahre im Gefängnis zu sitzen oder sich freiwillig für den Militärdienst in Europa zu melden.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirk
Stellvertreter: Dr. Horst Walther
sämtlich in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

gekannt und nicht erlebt hat. Hier gilt dem Wesen nach daher genau dasselbe Prinzip für ihn und seine Erfolge oder Misserfolge. Neben der Grundbegabung der Intuition ist es vor allem der Sinn für die Kleinigkeiten, für das Detail, d. h. die Vielseitigkeit seiner Begabung, die entscheidend ist, auch ein wenig der Sinn für die Farbe, was indes mehr eine Begabung des Vortrags ist, des malerischen Vortrags mit Pinsel und Farbe, während die eigentliche Ausdrucksform des Historikers das «Mosaik» ist, das sich eben aus unendlich vielen kleinen festen Steinchen zusammensetzt zu einer grossen, monumentalen Gesamtwirkung.

Nehmen wir zum Beispiel die Griechen — als Subjekt — vom Standpunkt des Historikers wie des historischen Stoffes aus gesehen: wo gibt es einen Historiker in diesen alten Zeiten des 5. Jahrhunderts v. d. Z., der gleich «unzuverlässig», gleich «durcheinander», aber auch ebenso gleich lebendig, gleich farbig seine Welt, die Welt seiner Zeit gesehen und geschildert hätte wie den alten Herodot, den «Vater der Geschichte», wie man ihn mit Recht nennt. Er bediente sich aller Mittel, er kannte weder Grenzen noch Bedenken, nur weil er sich auf eines verlassen konnte, auf das Funktionieren seiner Intuition, weshalb ihm Mythen und Märchen und Sagen genau so lebendig schienen wie seine persönlichen Erlebnisse. Im übrigen konnte die moderne Geschichtswissenschaft einen grossen Teil seiner ägyptischen «Geschichte» bestätigen. In dieser Beziehung ist auch Plutarch nicht zu vergessen, obwohl sein Stil schon wegen der Menge der «Dönjes», die er erzählt, bei weitem den Herodots nicht erreicht, und ebensowenig den des Tacitus.

In neuerer Zeit sind dieses Geistes neben Theodor Mommsen vor allem die sogenannten Kulturhistoriker, Gregorovius, der «Grieche» Ernst Curtius und besonders der geniale Jakob Burckhardt zu nennen. An Curtius mag man die «Idealisierung» der Griechenwelt tadeln, bei Gregorovius seinen Hang zur Belletristik bemängeln, aber sie alle drei überragen alles an Lebendigkeit der Darstellung, besonders Jakob Burckhardt, dessen «Griechische Kulturgeschichte» und «Kultur der Renaissance» alles auf derselben Linie weit in den Schatten stellen. Ein wieviel genaueres Bild schufen diese grossen Künstler von der vergangenen Zeit auf Grund ihrer intuitiven Begabung als auch die emsigsten Einsammler von Tatsachen, welche Tätigkeit sich neben der ihren als eine rein manuelle ausnimmt, was sie auch in Wirklichkeit ist.

Aber die Genannten waren «Kulturhistoriker», und es mag wahr sein, dass es leichter ist, Kulturgeschichte zu schreiben als allgemein-politische Geschichte. Hier zieht sich der Kreis der Berufenen bedenklich zusammen, was Kunde gibt von der unendlichen Schwierigkeit der Aufgabe, dieser vielseitigsten aller rückwärts gerichteten Rekonstruktionsaufgaben, die in Schutt und Asche längst verfallene Vergangenheit wieder lebendig erstehen zu lassen. Da ist eigentlich nur der eine: Ranke zu nennen, mit Abstand dahinter auch u. a. der Name Macaulay's mit seiner Geschichte Englands — wenn man will auch der Theodor Mommsens.

Das gewaltige Phänomen «Ranke» will in jeder Beziehung, also auch in der der «objektiven» Geschichtsschreibung besonders gewertet werden. Sein Genie ist von einer derart überwältigenden Fülle, von einem Reichtum an Tatsachen, von einer Höhe des Standpunkts, dass sein Werk fast kritiklos hingenommen werden muss. So vollständig sind die Quellen ausgeschöpft, so umfassend geht der Blick nach allen Seiten, dass rein nichts verloren geht, was zum Aufbau der vergangenen Zeit gehört. Ranke gilt als der Hauptvertreter der objektiven Geschichtsforschung. Was innerhalb solcher Bemühung geleistet werden konnte, ist geleistet, und dazu noch ein Grossteil darüber hinaus, wie eben das Genie keine Grenzen, selbst nicht die selbstgezogenen, kennt — denn, wie man sagt, «der Mensch hat das Talent, das Genie hat den Menschen.»

Es gibt für die Geschichtsschreibung wie bei fast allen Aeusserungen des Menschen schöpferischer Natur zwei Pole, innerhalb derer sich solche Tätigkeit abspielt. Der eine ist das persönliche Ich, der andere ist die Barre der Tatsachen. Es kann kein Zweifel sein, dass für einen Geist wie Ranke dieser letztere Pol der stärkere, der stärker anziehende, der entscheidende war. Er ist daher unerreicht in der Aufspürung dessen, was den «Zeitgeist» ausmacht, die Tendenzen der jeweiligen Zeit, ihre «Ideen», wie er es nannte. Das ging so weit, dass er unter Ausschluss der freien Willensbestimmung des Menschen diesen selber zum Werkzeug der jeweils leitenden Idee machte — was wiederum zu einer Einschränkung des Moments der Sittlichkeit im Handeln des Menschen führte und damit zur relativen Bewertung seiner Persönlichkeit, zu einer Minderung seiner Bedeutung als geschichtlicher Faktor. Damit hängt dann auf das engste zusammen die Minderbewertung auch der sozialen Verhältnisse, deren Bedeutung indessen zu allen Zeiten gross war, aber erst heute in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt worden ist.

Es ist ohne weiteres klar, dass eine solche «Einstellung» — um dies ominöse Wort anzuwenden — die Lebendigkeit der geschichtlichen Darstellung beeinträchtigt, ohne sie etwa «wahrer» zu machen. Wahrheit und Objektivität sind keineswegs dasselbe, die Objektivität ist vielmehr immer nur ein anderes, wie u. a. die Intuition, die, je genialer sie ist, der Wahrheit um so näher kommt. Sie hat aber unbedingt den Vorteil, dass sie kühner und farbiger operiert, was wiederum, kurz gesagt, dem subjektiven Vergnügen an der Lektüre seitens des Lesers zugute kommt. Denn Hand auf's Herz: welcher Laie hätte wohl auch nur einen nennenswerten Bruchteil der 54 Bände Rankescher Geschichte je gelesen? Es geht aber den grossen Historikern wie so vielen Schriftstellern: Sie wollen weniger belobt, dafür aber mehr gelesen sein.

Die üppig wuchernde Spezialliteratur über «kurze Strecken» ist zwar ein Verlegenheitserzeugnis, indessen keinesfalls ein wertloses, und das nicht nur, weil kein anderes Mittel übrig bleibt, um all der Erscheinungen Herr zu werden — es sei denn, dass solche Beschränkung zu Klatsch und Sensation missbraucht wird. Als ein Muster einer guten Spezialgeschichte mag man Tocquevilles «Geschichte der Französischen Revolution» ansehen.

Kein Gelehrtentyp gehört im übrigen so sehr an die Freiluft und weg vom Schreibtisch wie der des Historikers. Es braucht nicht mit einem einzigen Wort begründet zu werden, dass der Versuch, die Geschichte eines fremden Landes und Volkes zu schreiben, immer zum Misslingen verurteilt ist, wenn der Historiker nicht auch das Land selber genau kennt und dessen Sprache spricht. Und zwar gilt das genau so für die Vergangenheit — auch die älteste — wie für die Gegenwart. Der hohe Wert gerade zweier solcher Historiker wie unter den Alten Herodot, unter den Neueren Gregorovius, beruht auf den Wanderungen beider, auf ihrer persönlichen Anschauung, die von der toten Abstraktheit erlöst und zur lebendigen Konkretheit führt. Der eminenten Versandungsgefahr der Abstraktheit ist grade der Historiker oft genug erlegen.

Und endlich wäre noch der «Weltgeschichte zu gedenken, und zwar der «Weltgeschichte in einem Bande». Nichts liegt heute mehr in der Luft als dies Problem einer «Weltgeschichte in einem Bande». Alle derartigen Versuche sind bisher restlos fehlgeschlagen, im besonderen der klägliche Versuch Mr. Wells', der nicht einmal amüsant war. Hier ist vor allem zu bedenken, dass gerade die Weite der Räume dem Problem weit günstiger ist als die Enge einer bestimmten Epoche — aus dem einfachen Grunde, weil, so komisch es klingt, der Mensch sie leichter übersieht und bewältigt als das Nahliegende — gleichsam als ob es sich um eine in der Erstarrung begriffene, um eine tote Welt handelte — im Gegensatz besonders zu der erst kürzlich vergangenen, aus der noch manches in unsere Welt hineinragt, was unser Urteil erschwert und nicht selten trübt.

Die Aufgabe lässt sich auch verhältnismässig leicht bewältigen, und zwar mit einem gesteigert intuitiven Verfahren. Denn hier kann der Historiker infolge der Weite der Räume und der Zeiten wirklich «im Grossen» wirtschaften, von einem sehr hohen Standpunkt aus, zu dem ihn seine Aufgabe berechtigt und der ihn alle «Kleinigkeiten» übersehen lässt, was eben diese Aufgabe wesentlich erleichtert. Nur einige wenige Voraussetzungen führen zu einem sicheren Erfolge: eine gründliche Stoffkenntnis, eine nach Art der X-Strahlen bis auf den Grund leuchtende Intuitionskraft, ein flüssiger, geist- und bilderreicher Stil — und dazu und vor allem die Fähigkeit: den Leser stets in Atem zu halten und ihn niemals zu langweilen.

Die schwimmenden Kontinente

Rätsel der Paläogeographie

Die Frage, wie in früheren Erdepochen die Verteilung von Land und Wasser auf der Erde war, wurde bisher von den Geologen dahin beantwortet, dass ein unaufhörlicher und regelloser Wechsel stattgefunden habe. Auch der Boden Deutschlands und Mitteleuropas wäre zeitweise Land, dann während langer Perioden wieder Meer gewesen. Es fand also eine Art von vertikaler Pendelbewegung des Erdbodens statt, wobei bisweilen ganze Brückenkontinente, wie das Gondwanaland zwischen Afrika und Südasien, endgültig versanken.

Diesem Bild aber stellte Alfred Wegener seine allgemeine Aufsehen erregende Theorie entgegen, die Kontinente seien auf dem feuerflüssigen Teil des Schmelzmantels der Erde aufsitzende und hin und her wandernde Erdschollen.

Eine wesentliche Stütze, die zum Teil sogar auch rechnerisch unterbaut werden konnte, ist dieser Anschauung neuerdings von Otto Muck gegeben worden. Unter Berücksichtigung der Erddrehung, der daraus folgenden Abplattung des feurig-flüssigen Balls an den Polen, der

Wirtschaft

Noch besser als der Suez-Kanal?

Ueber ein neues Kanal-Projekt im Mittleren Osten, das den Suez-Kanal ersetzen soll, berichtet nach einer Londoner Meldung «Daily Sketch». Nach Ablauf der Konzession der Suezkanal-Gesellschaft am 17. November 1968 geht der Kanal in ägyptischen Besitz über. Da der Suezkanal an seiner schmalsten Stelle nur 95 Meter breit ist und nur von Schiffen passiert werden kann, deren Tiefgang 9,75 Meter nicht überschreitet, besteht nun der Plan, ihn durch einen neuen Kanal zu ersetzen, der von dem Palästina-Hafen Akka über den See Genezareth und das Tote Meer nach El-Akaba an der gleichnamigen Bucht im Roten Meer führen würde.

USA will französisches Gold

Aus Washington meldete «Reuter», dass die Annahme der USA-Vorschläge auf Pacht- und Leihlieferungen nach Frankreich, die verschiedene grosse Barzahlungen und Kredite enthielten, nicht als sicher betrachtet werde. Wie verlautet, argumentierten offizielle Vertreter der USA, dass die französischen Kriegsvorräte und Dollarguthaben in Beziehung zu den Pacht- und Leihlieferungen gesetzt werden sollten. Gleichzeitig schlügen sie vor, dass die Franzosen für den grössten Teil ihrer zivilen Bedürfnisse bezahlen sollten. Auch alle schweren Industrieausrüstungen sollten nach ihrer Ansicht in bar oder gegen Kredit gekauft werden, anstatt dass man sie durch Pacht und Leih beziehe.

Aussenhandel der USA

Zur Meldung über den Aussenhandel der USA im Jahre 1944 wird berichtigend mitgeteilt, dass sich der Wert der Gesamtausfuhr der USA auf 14 065 Millionen Dollar belief gegen 12 714 Millionen Dollar im 1943. Hierin sind die Pacht-Leihlieferungen mit enthalten.

Der Wert der Einfuhr belief sich auf 3911 gegen 3372 Millionen Dollar im Vorjahr.

Während die Ausfuhr einen bisher noch nicht verzeichneten Rekord aufwies, erreichte die Einfuhr einen neuen Höchststand seit 1929, wo der Einfuhrwert 4339 Millionen Dollar betrug. Der Rekord Jahre 1920 stellte sich auf 5278 Millionen Dollar.

Vom Segen der Erde

Ein Wort zum Frühjahrsanbau

TRIEST

Während in den Bergen und den nördlichen Gebieten des mitteleuropäischen Versorgungsraumes noch Schnee und Kälte jede Regung der Natur unterbinden, ziehen über die Fluren und Felder des Adriatischen Küstenlandes zunehmend mit der steigenden Sonne wallende Dämpfe aus einem der Winterruhe entfliehenden Boden. Unsere Nährmutter Erde atmet wieder und zeigt sich empfangsbereit für die neue Saat.

In keinem Jahre zuvor blickten Millionen Menschen mit grösserer Sehnsucht nach dem werdenden Frühling und mit mehr Erwartung zum Landvolk. Jedermann, und seien ihm auch nur wenige Quadratmeter Acker- oder Gartenland zu eigen, muss heute Sämann sein. Gilt es doch, in einer letzten grossen Entscheidung auch für die küstenländische Bevölkerung das tägliche Brot zu sichern.

Die Umstellung der menschlichen Ernährung von tierischen Erzeugnissen auf Pflanzenkost ist die Erkenntnis aus fünf Kriegsjahren und hat auch für unseren Raum volle Gültigkeit. Die Sicherung des täglichen Brotes, die auf bodenständiger Grundlage aus eigener Kraft erfolgen muss, ist deshalb auch Angelegenheit der gesamten Bevölkerung. Wenn wir daher zur sechsten Kriegserzeugungsschlacht antreten, so nur im Zusammenwirken von Stadt und Land, bei der von der Landbevölkerung eine geregelte Erzeugung, Verbrauch und nötigenfalls Mithilfe bei der Landarbeit erwartet wird.

Brotfrüchte, Kartoffeln und Oelsaaten stehen bei dem Anbau jetzt an erster Stelle. Ein intensiver Anbau von Gemüse aller Art soll diese Planung ergänzen. Die berufenen Stellen haben in ausreichender Masse für Saatgut gesorgt. Jeder, der guten Willens ist und in dieser schweren Zeit nicht abseits stehen will, wird bei den zuständigen Agrarkörperschaften (Agrar-Inspektorat, Consorzio Agrario, etc.) Rat finden, sei es für die Wahl des Saatgutes oder die zweckmässigste Nutzung des Bodens.

Die Bevorratung aus alter Ernte und die Versorgungslage überhaupt sind auch im Adriatischen Küstenlande nicht günstig. Doch sie werden und müssen auch hier gemeistert werden. Es gilt daher nur eine Parole: jeden Meter nutzbaren Bodens für die Ernährungswirtschaft, aus jedem Ziergarten ein Gemüsefeld, jede freie Arbeitskraft zur Frühjahrsbestellung!

Die Bevölkerung des Adriatischen Küstenraumes hat in ihrer Mehrzahl in mustergültiger Weise die bisher geführten Ernährungsschlachten bestanden und so für das nötige Brot in Stadt und Land gesorgt. Die arbeitende Bevölkerung, vor allem der Industriegebiete, setzt auch in diesem Jahre in das Landvolk das grösste Vertrauen und erhofft mit Zuversicht, dass es wiederum gelingen wird, die notwendigen Lebensgüter der eigenen Scholle abzuringen. Dem totalen Vernichtungswillen unserer Feinde stellen wir heute die totale Abwehr entgegen, die in Schwert und Pflug ihren sinnfälligsten Ausdruck findet. Dann wird auch der Segen der Erde nicht ausbleiben.

Egger-Peitler

Die Postsparkasse

Eine anerkannte Sozialeinrichtung

Eine lehrreiche Erinnerung ist festzuhalten: es sind jetzt 60 Jahre her, seit der Generalpostmeister Stephan dem Reichskanzler Bismarck den Entwurf eines Postsparkassengesetzes vorlegte. Bismarck sagte kräftig ja. Er schrieb in seinem Votum, «dass die Einrichtung von Postsparkassen den Unbemittelten Gelegenheit zur leichteren und sicheren Anlage ihrer Ersparnisse geben, die Fürsorge für die Hebung des Wohlstandes der Arbeiterklasse des Reiches betätigen und deren wirtschaftliches Interesse mit seinem Bestehen und Gedeihen fester verknüpfen würde».

Trotzdem weiss jeder, dass in Deutschland die Postsparkasse erst seit dem 1. Januar 1939 eingeführt ist: wer hat also das geplante Gesetz zu Fall gebracht? Die Parteien! Es gehört zu den bezeichnendsten Episoden des Parlamentarismus, dass sich im Reichstag der Jahre 1884 und 1885 nicht eine einzige Partei fand, die eine vom grössten Teil der europäischen Länder, vor allem von Oesterreich mit grösstem Erfolg bereits eingeführte Einrichtung guthiess. Bismarck selbst hat die Gründe angeprangert: diese Parteien, sagte er, pflegen so zu verfahren, als ob nicht das Landesinteresse, sondern die jetzige von ihnen bekämpfte Regierung durch die Ablehnung geschädigt würde». In der Tat hat der Zentrumsführer Windthorst gerade in diesem Zusammenhang ausgeführt, dass man «eine weitere Stärkung der Reichsgewalt» nicht dulde. Der Hintergrund ist noch ernster, wenn man die Geschichte der Postsparkasse in Oesterreich vergleicht. Dort war es einem einzelnen wagemutigen Manne, Dr. Georg Coch, im Jahre 1883 gelungen, das grosse Werk ins Leben zu rufen. Der Erfolg war so gross, dass zehn Jahre später bereits die erste Million von Sparern erreicht war. Es ist kaum bekannt, dass aus der österreichischen Postsparkasse das gesamte Postscheckwesen der Gegenwart hervorgewachsen ist. Der geniale Weltblick des Dr. Coch hatte es erfunden, und von Wien trat es seinen Siegeszug über die Kontinente an.

Dem Grossdeutschen Reich ist nach der Heimkehr Oesterreichs die Postsparkasse geschenkt worden. Sie zählt heute 13 Millionen Sparer. Nichts kennzeichnet ihre soziale Bedeutung tiefer als die Tatsache, dass in dem entscheidenden Ringen unseres Volkes nicht weniger als 40% davon Soldaten oder Angehörige der Wehrmacht im weitesten Sinne sind. Die Soldaten, die in den Fronturlauberzügen oft weite Strecken des Reiches durchfahren, die von Wehrmachtunterkunft zu Wehrmachtunterkunft oder von Frontleitstelle zu Frontleitstelle einen oft langwierigen Weg zurückzulegen haben, lieben ihr rotes Postsparbuch als einen der treuesten und verlässlichsten Begleiter. Oft danken sie ihm das Glas Bier im Lokal der unbekannten Stadt, oft die Stunde Entspannung und Ermunterung im Kino. Wer in der Kartei der 13 Millionen Unterschriften blättert, zu denen jeden Tag viele Tausende neu hinzukommen, der sieht sie vor sich, die tapfer sparenden DRK-Schwestern, OT-Männer, Landdiensthelfer, Hitlerjungen und Nachrichtenhelferinnen.

Das ist ja der enorme Vorteil des Postsparbuchs, dass man es auf den über 80 000 Postdienststellen des Grossdeutschen Reichs nur vorzuzeigen hat, um überall, an jedem Ort und zu jeder Zeit täglich bis zu 100 Mark und höhere Beträge nach vorheriger Kündigung abheben zu können.

Aber nicht nur der Freund auf Reisen ist das Postsparbuch — es ist auch der Ausweis des ersparten Besitzes, den die Menschen des Krieges immer bei sich zu tragen vermögen. Wer sein Buch durch Bombenschaden oder durch andere Feindeinwirkung verliert, dem ist doch sein Besitz nicht verloren. Was er sich sauer erspart hat, lässt sich immer nachweisen. Täglich werden die Aenderungen der Millionen Konten erfasst und geprüft. Die Rechenmaschinen rasseln in den grossen Buchhaltereien des Postparkassenamts. Dabei bewegt sich das einzelne Konto im Durchschnitt nicht öfter als siebenmal im Jahr, und nichts unterstreicht die soziale Bedeutung dieses Sparens mehr als die Tatsache, dass es im Durchschnitt nur wenige hundert Mark sind, die auf den Konten stehen.

So konnte Reichsminister Dr. Ohnesorge mit gutem Recht schreiben: «Bei dieser Entwicklung wird uns immer die Tatsache vor Augen stehen, dass der Führer selbst die Postsparkasse als eine der sozialsten Einrichtungen der Ostmark bezeichnet hat, und dass ihre Tätigkeit nur dem Wohle der Gesamtheit dienen soll».

Dr. M.

Britische Gedankendämmerung

Zu dem Projekt der in Bretton Woods beschlossenen internationalen Bank schreibt die «Times» nach einer Londoner Meldung, dass noch dem Plan die Bank zwar überall Hilfe bringen solle, wo sie am meisten benötigt werde. Sie bringe aber keine Sicherheit, dass die Schuldner nicht wieder in die Schande und Verlegenheit geraten werden, ihren Verpflichtungen nicht nachkommen zu können, nicht zwar nicht etwa, weil sie ihr Geld vergeudeten oder nicht wollten, diese Verpflichtungen erfüllen, sondern weil kein Mechanismus dafür vorgesehen ist, die Zahlung in Form von Waren zu gewährleisten. Darlehen können niemals mehr sein als Verschiebungen der endgültigen Regelung: «Je leichter die Gewährung von Darlehen, umso grösser ist die Versuchung, zu vergessen, dass die endgültige Regelung in sich schliesst. Die Welt aber kann nicht die Gefahren einer neuen finanziellen Katastrophe riskieren. Nicht weniger dringend, als ein gewaltiges Schuldengebäude zu erhalten, ist ein Abkommen über die Mittel und Wege, mit deren Hilfe internationale Anleihen in der Zukunft liquidiert werden können.»

Damit hat das Blatt zur Kritik der Währungsbeschlüsse von Bretton Woods sich mancher deutscher Argumente bedient: wenn die einzelnen Volkswirtschaften gesund bleiben, bzw. gesund werden wollen, können Zahlungen von Staat zu Staat nur in Form von Waren erfolgen. Waren wiederum sind das Ergebnis der Arbeit der Nationalwirtschaften. Je fleissiger die Menschen der einzelnen Volkswirtschaften sind, um so reger wird ihr Warenaustausch sein können. Jeder Staat, der Waren in einen andern Staat ausführen will, muss bereit sein, auch Waren von diesem Staat dafür entgegenzunehmen.

Die Angloamerikaner allerdings wollen nur ihre Waren ausführen, was wohl ihre Arbeitslosigkeit beseitigen, aber in den Ländern, die diese Waren aufnehmen sollen, Arbeitslosigkeit und soziale Krisen hervorrufen würde, die am Ende den Bolschewismus hervorbringen.

Die «Times» haben von diesen Gedankengängen gerade erst den Anfang verstanden, vielleicht aber werden sie gelegentlich auch noch etwas tiefer in sie eindringen.

Bü.

Blick nach Deutschland

Aenderungen im Feldpostverkehr

BERLIN

Im Postverkehr von der Heimat zur Front werden ab sofort private Feldpostsendungen einschliesslich Zeitungssendungen jeder Art, also auch die Zeitungssendungen an Verleger und an Empfänger mit Feldpostnummern aus Transportgründen bis auf weiteres nur noch bis zum Gewicht von 20 Gramm befördert.

Im Verkehr von der Front zur Heimat dagegen verbleibt es bei privaten Feldpostsendungen von Absendern mit Feldpostnummern bei den bisherigen Bestimmungen.

Im sonstigen privaten Feldpostverkehr, also bei Sendungen an Wehrmachtsangehörige und ihnen gleichgestellte Personen mit offener Anschrift, d. h. bei Sendungen ohne Feldpostnummer, sowie bei den von ihnen ausgehenden Sendungen, finden die gleichen Einschränkungen wie im zivilen Postverkehr Anwendung.

Sendungen, die nach diesen Vorschriften nicht zulässig sind, gehen an die Absender zurück. Etwa verwendete Zulassungsmarken werden nicht erstattet.

Für Dienstsendungen treten in keinem Fall Einschränkungen ein.

Ausgleich für nicht erhaltenen Urlaub

BERLIN

Infolge der Ende August erfolgten vorläufigen Urlaubssperre konnte ein Teil der Gefolgschaftsmitglieder den ihnen zustehenden Erholungsurlaub ganz oder zum Teil nicht mehr erhalten. Eine Anordnung des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz vom 26. Januar 1945 sieht jetzt vor, dass diesen Gefolgschaftsmitgliedern innerhalb von drei Monaten nach Ablauf des Urlaubsjahres zum Ausgleich ein Betrag in Höhe des Urlaubsgeldes für die nicht erhaltenen oder noch nicht abgeltenen Urlaubstage zu zahlen ist. Hierbei ist von dem Urlaub auszugehen, auf den das Gefolgschaftsmitglied im Rahmen der früher angeordneten Urlaubsbeschränkungen einen Rechtsanspruch gehabt hätte, wenn die vorläufige Urlaubssperre nicht eingeführt worden wäre. Wenn jedoch der Jahresurlaub abgesehen von dem Zusatzurlaub für Schwerbeschädigte und für Inhaberinnen des Ehrenkreuzes der deutschen Mutter — die Dauer von 18 Arbeitstagen übersteigt, sind die darüber hinausgehenden Tage bei der Bemessung des Ausgleiches nicht zu berücksichtigen.

Erbregelung beim Soldatentod

BERLIN

Um die Angehörigen gefallener und verstorbener Wehrmachtsangehöriger nicht durch vermeidbare verwaltungsmässige Erschwerungen auch auf dem Gebiete der Erbregelung zu belasten, hat der Reichsminister für Justiz eine Erleichterung verfügt. Dadurch wird, wenn eine standesamtliche Sterbeurkunde noch nicht zu erhalten ist, zum Nachweis des Todes eines Gefallenen oder im Wehrdienst Verstorbenen für die Erteilung von Erbscheinen im allgemeinen die Vorlage der Mitteilung des Einheitsführers an die Angehörigen und des mit dem Dienstsiegel der Ortsgruppe der NSDAP und der Unterschrift des Ortsgruppenleiters versehenen Beilegezettels ausreichen, falls seit der Ausstellung mindestens drei Monate vergangen sind und Anhaltspunkte für die Unrichtigkeit der Mitteilung nicht vorliegen. Das Gericht ist ermächtigt, zum Zweck der Kontrolle dem Antragsteller aufzugeben, die standesamtliche Sterbeurkunde nachzureichen, sobald er sie bekommen hat. Die Mitteilung des Einheitsführers sowie der Beilegezettel der Ortsgruppe werden bis dahin bei den gerichtlichen Akten behalten.

Dr. Freisler gefallen

BERLIN

Bei dem Terrorangriff auf die Reichshauptstadt am 3. Februar ist der Präsident des Volksgerichtshofes, Dr. jur. Roland Freisler, gefallen.

Fischerausbildung geht weiter

BERLIN

Im Januar fand ein von der Landesbauernschaft Schleswig-Holstein durchgeführter Lehrgang für Fischerlehrlinge sowie für Fischergehilfen und angehende Meister statt. Die Lehrgänge waren von Berufsangehörigen der See- und Küsten- sowie der Binnenfischerei stark besucht. Der Krieg hat die Ausbildung nicht unterbrochen, so dass auch jetzt noch ein wenn auch nicht zahlenmässig starker, so doch gut geschulter Nachwuchs für die schleswig-holsteinische Fischerei heranwächst. In dem Unterricht wurden den Teilnehmern das Aufgabengebiet des Reichsnährstandes, fischereirechtliche Vorschriften, Fischereigenossenschaftswesen und Buchführung, Anfertigung, Konservierung und Behandlung von Netzen, Biologie, Naturgeschichte und Körperbau der Fische nahegebracht. An die Lehrgänge schloss sich eine Prüfung an, die von allen Prüflingen bestanden wurde.

Um den «Adria-Pokal»

Wer gewinnt den Fussball-Wanderpreis des Obersten Kommissars?

Der nebenstehend abgebildete wertvolle Silber-Pokal wurde als Fussball-Wanderpreis vom Obersten Kommissar des Adriatischen Küstenlandes, Gauleiter Dr. Rainer, gestiftet, um damit dem Fussballsport des Küstenlandes nicht nur ein Symbol der äusseren Anerkennung, sondern gleichzeitig auch neuen Auftrieb und frischen Impuls zu geben.

Darüber hinaus gibt diese Stiftung als ehrende Geste zu erkennen, dass der gesamte Sport an der Adria auf Grund seiner inneren Werte und Bedeutung trotz aller Kriegsschwierigkeiten im Interesse der völkerverbindenden Kameradschaft weitergeführt und gepflegt werden soll. Der schaffenden Bevölkerung aber mögen diese interessanten und erlebnisreichen Kämpfe um den Adria-Pokal Entspannung, Freude und neue Arbeitskraft verleihen.

Alljährlich sollen die Mannschaften des Adriatischen Küstenlandes sich im sportlich ritterlichen Wettstreit immer wieder von neuem um diese Sport-Trophäe messen. Dem jeweiligen Sieger dieses grossen und spannenden Pokalkampfes wird die Ehre zuteil werden, den Pokal für ein Jahr in persönliche Obhut nehmen zu dürfen.

Anfang März kann sich der Schleier um die letzten «Vier von der Adria» entgültig lösen. Die Besten der Besten des Landes werden zur Entscheidungsrunde ins Stadion «Littorio» einziehen. Triest wird einen grossen Sporttag erleben! Wenn das letzte Spiel aller Spiele zu Ende gegangen ist, wird der «Beauftragte» für Sport- und Leibeserziehung in der Operationszone Adriatisches Küstenland, SS-Sturmbannführer Laesch, derjenigen Mannschaft den Pokal zur getreuen Verwahrung übergeben, die im unerschütterlichen Sportgeist das Endspiel gewann.

Wer bestreitet die Endrunde?

Gruppe 1 Triest:

Während die anderen Bezirke zu sehr unter den ungünstigen Witterungsverhältnissen zu leiden hatten, wurde der Stadtmeister von Triest schon im Dezember ermittelt. Die Abschlusstabelle kann denjenigen, der den Spielen nicht regelmässig beiwohnte, leicht täuschen. Denn der Sieger, die ruhmreiche «Triestina», gewann alle ihre Begegnungen und blieb ohne Punktverlust. Aber die «Guardia Civica» und die junge OT-Elf zwangen die alten Kämpen um Piero Pasinati, dem Rechtsaussen der Weltmeistermannschaft, zur Hergabe ihres ganzen spielerischen Könnens. Die knappen, sehr schwer erkämpften Siege gegen diese beiden hartnäckigen Spielrivalen haben das eindeutig bewiesen. Die «Guardia Civica» beugte sich nur mit 1:0, während die OT mit leidenschaftlichem Temperament und ungestümen Feuereifer immer wieder gleichzog und nur mit 3:2 bezwungen wurde.

Gruppe 2 Monfalcone:

Der Bezirk Monfalcone wird an den kommenden Spieltagen höchst interessante Fussballbegegnungen erleben, da die folgenden vier bekannten Vereinsmannschaften: «Cervignano», «Cantieri», «Unpa», und «Turriacco» noch einmal in einer besonderen Abschlussrunde zusammengefasst wurden. Nach dem augenblicklichen Kräfteverhältnis erscheint die Vorhersage nach dem voraussichtlichen Gruppensieger unmöglich.

Gruppe 3 Görz:

«Gorizia» und «Dopolavoro Ferroviario» haben den Abstand zwischen den anderen Mannschaften so erheblich vergrössert, dass nur diese beiden Vereine für den Gruppensieg in Frage kommen. Die altbewährte «Gorizia» erscheint uns am spielstärksten.

Wenn die Sieger dieser beiden Gruppen (2 und 3) feststehen, dann werden sie die Entscheidung unter sich auszutragen haben, wer von diesen beiden spielstarken Mannschaften die Reise nach Triest antritt. Das ist eine gewisse Härte, weil damit vor der Zeit eine kampfkräftige Vereinself ausfällt. Aber kriegsbedingte Gründe lassen eine andere Lösung nicht zu. Von fünf Gruppen können nur vier Vereine an der Triester Entscheidungsrunde teilnehmen.

Gruppe 4 Udine:

Der fleissige Sportbezirk Udine hat die meisten Mannschaften gemeldet, was an dieser Stelle lobend erwähnt sei. Die italienische Soldatenmannschaft von Udine, in der eine ganze Reihe namhafter Spieler mitwirken, liegt jedoch schon so klar in Front, dass an ihrem Endsieg kaum noch Zweifel bestehen können. Auch eine deutsche Luftwaffeneinheit beteiligt sich hier mit gutem Erfolg an den Punktekämpfen.

In der Nebenstaffel, die aus räumlichen Verhältnissen und wegen der regen Beteiligung der Vereine gebildet werden musste, hat Pordenone gute Siegesaussichten.

Gruppe 5 Pola:

Hier hofft die Feuerwehreif von Pola, die sich auch eines guten Stammes bewährter Spieler erfreuen kann, auf Teilnahmeberechtigung an den Endspielen. «Fascio Grion», M. D. T. Pola und Organisation Todt sind die tapferen Gegner, die das aber kaum noch verhindern können.

Bövers

Rundfunk im Küstenland

Sonntag, 11. Februar

Sender Triest. (M. 262,3 Kc/s 1140). 11: Opernmusik. 12: Mittagskonzert. 12.45: 10 Minuten mit unseren Hörern. 14.15: Allerlei von 2 bis 3. 15: Slowenische Kulturstunde. 16: Deutsche Soldatenstunde. 17.10: Nachmittagskonzert. 18: Aus den unsterblichen Werken grosser italienischer Meister. 19.30: Opernmusik. 20.15: «Giuditta», Operette in 4 Akten von F. Lehar.

Sender Laibach. 12: Mittagskonzert. 12.40: Deutsches Volkskonzert. 14.10: Grüsse aus der Heimat. 15: Klassisches Trio. 16: Was sich Soldaten wünschen. 18: Unsterbliche Musik deutscher Meister. 19: Liederstunde. 20.15: Musik a. d. Reichsprogramm.

Montag, 12. Februar

Sender Triest. (M. 262,3 Kc/s 1140). 11: Bunte Musik. 12: Unterhaltungskonzert. 13.15: Wer schaffen will, muss fröhlich sein! 14.15: Allerlei von 2 bis 3. 16: Deutsche Soldatenstunde. 17.20: Nachmittagskonzert. 19.30: Musikalisches Zwischenspiel. 19.40: 10 Minuten mit den Arbeitern. 20.30: Für jeden etwas.

Sender Laibach. 12: Mittagskonzert. 12.45: Unterhaltungskonzert. 14.10: Dorfmusik und Gesangsduo. 15: Musik a. d. Reichsprogramm. 17.15: Dies und Das für Euch zum Spass. 18.30: Zwischenmusik. 18.45: Frohe Muse. 19: Schrammeln «Vier Burschen». 20.15: Aus der Welt der Oper. 21.30: Kleine Melodien.

Amtliches

Eierverteilung

Ab sofort bis einschliesslich 14. ds. liefert bei den Milchgeschäften, Eierverteilern und Verteilungsstellen der Cooperative Operaie eine Verteilung von einem El pro Person für die Normalverbraucher mit Karte für verschiedene Lebensmittel, Triest, statt. Der Bezug erfolgt gegen den Bezugsabschnitt N. 149 der Karte November-Februar. Der Verteilungspreis beträgt L. 15 pro Stück.

Milchverteilung an künstlich genährte Säuglinge von 0 bis 12 Monaten

Heute beginnt die Verteilung von Milchpulver und Kondensmilch für künstlich gestillte Säuglinge von 0 bis 12 Monaten in der Gemeinde Triest. Die Rationen betragen für Februar: von 0 bis 2 Monaten: 1 Büchse «Nestogen» zu gr. 500, 4 Büchsen «Miranda» zu gr. 500; von 3 bis 6 Monaten: 1 Büchse «Miranda» zu gr. 500, 8 Büchsen «Pucci» zu gr. 250, 1 Säckchen «Pucci» zu gr. 125; von 7 bis 12 Monaten: 4 Büchsen «Pucci» zu gr. 250, 1 Büchsen «Mamma» zu gr. 250, 1 Büchsen «Pucci» zu gr. 900, 1 Büchse Kondensmilch zu gr. 360.

Für Säuglinge mit Beikost wird die Ration halbiert.

Die Familienangehörigen werden die besonderen Bezugskarten bei der Lebensmittelkartenausgabestelle gegen Vorlage des Geburtszeugnisses und der Zuckerzusatzkarte anfordern.

Verteilungsstellen: «Nestogen»: sämtliche Geschäfte der Firma Hausbrandt, «Miranda»: Firma Gorgato, via Battisti 22, «Mamma» und «Pucci»: Firma Canetto, via Genova 11, Kondensmilch: Enal, via Pascoli 10.

Kirchennachrichten

Standortgottesdienst

Heute um 16 Uhr in der evang. Kirche (hinter der Hauptpost), durch Feldpfarrer Müller.

Kino u. Varieté

— Film in deutscher Sprache.

Triest

SOLDATENKINO. 16 und 19 Uhr: «Der Strom».
FENICE. 15: «Gräfin Castiglioni» und «Verliebt».
NAZIONALE. 14.30. «Liebesparade», Cecchita Montenegro, T. Rossi.
EXCELSIOR. 14.30: «Stiefmutter», F. Marian, M. Landrock. Letzte 19.45.
FILODRAMMATICO. 14: «Wohin, schöne Frau?» mit G. Gora. Auf der Bühne Ensemble Cecchelin.
SUPERCINEMA. 14: «Herr Sanders lebt gefährlich», mit E. v. Möllendorf und P. Verhoeven.
ITALIA. 14: «Die schwache Stunde», Hannelore Schroth, P. Richter.
IMPERO. 14: «Die Feuerzangenbowle», Heinz Rühmann. Lacherfolg.

Udine

ODEON. 13: «Die Zaubergeige».
GARIBALDI. 13: «Vielleicht warst du die Liebe».
PUCCINI. 13: «Heute abend nichts Neues».
IMPERO. 13: «Gefährlicher Frühling».
FRIULI. 14.30: «Verbotene Musik».

Görz

CENTRALE: «Die Angeklagte».
VITTORIA. «Akrobat schö... ön».

Laibach

KINO SLOGA. 16 und 18 Uhr: «Ich bin gleich wieder da» mit Paul Klinger, Mady Rahl.
KINO UNION: «Ihr erstes Rendezvous», Danielle Darrieux.
KINO MATICA: «Ein Blick zurück», Rudolf Forster, Hilde Weissner, Gustav Diessl.

Stellenangebote

BOTEN ODER BOTINNEN

zum Vertrieb der Deutschen Adria-Zeitung gesucht. Vorzustellen: A.T.E.C. Piazza Goldoni 5

Ankäufe

Druckerei Bernardi

kauft alte nicht mehr brauchbare Stempel

TRIEST
Via Mazzini 44, Tel. 93-667

Braun-Läven: Lehrbuch der Lokalanästhesie, Fuchs: Lehrbuch der Dermatologie, Siebeck: Behandlung und Beurteilung Herzkranker zu kaufen gesucht. Preisangebote unter Nr. 1031 an die «Deutsche Adria-Zeitung».

Verkäufe

Damen- und Herrenwindjacken mittlere Grösse zu verkaufen. Anfragen unter Nr. 1030 an die «Deutsche Adria-Zeitung».

H. Hausbrandt
TRIEST
Lebensmittel u. Kolonialwaren

Firma Giacometti Gervasi
Kraftwagen-Verkaufslager, einziger Wiederverkäufer von Gefrierschutzapparaten für Autokühler
DEKROS
DIE BESTE MARKE
TRIEST
Telef. 6565 u. 6615

Gute Fachgeschäfte in Triest

Bäckereien

Konditorei und Bäckerei
Silvio Giorgini
Piazza dell'Impero Nr. 16
Telef. 93-839

Lederwaren

Ferdinando Grava
TRIEST, Via Fabio Nordio Nr. 6
Verkauf von eigenen Ledererzeugnissen wie Taschen, Brieftaschen usw.

G. GRAVA
Lederwarengeschäft
Piazza S. Antonio nuovo 4
empfiehlt sich für die Anfertigung von Gürteln, Arbeitshandschuhen, Pistolen- und Patronentaschen und ähnliches

Uhrmacher

Giusto Trevisan
CORSO E. MUTI 30
TELEF. 94-018
Uhrmacher u. Goldschmied Juweliergeschäft
Grösste Auswahl
Eigene Reparaturwerkstätte

Uhrmacher- und Juweliergeschäft
Buda
REPARATUREN
BESTELLUNGEN
PIAZZA IMPERO

Verschiedenes

RUGGERO ROSSONI
Akkordeon-, Klavier- und Grammophon-Reparaturen
TRIEST
Corso Garibaldi 8, Tel. 94 871

Wäschereien

Wäscherei-Färberei
RUSTIA
TRIEST
Via Massimo D'Azeglio 11

in SUSSAK
Delikatessen

JOSEF SMERDEL
SUSSAK
Delikatessen, Bar u. Zuckerbäckerei

Angebrochene Arznei-Packungen
nach Entnahme der jeweils benötigten Arzneimenge sofort wieder gut verschließen! Zutritt von Luft und Feuchtigkeit beeinträchtigt in vielen Fällen die Haltbarkeit und Wirkung der Arznei. Verdorbene Arzneimittel bedeuten aber den Verlust von in mühevoller Arbeit gewonnenen hochwertigen Heilstoffen, die dann anderen Kranken fehlen.—
Dr. Boether-Tabletten
sind wie alle Medopharm-Arzneimittel ausschließlich in Apotheken erhältlich.
MEDOPHARM
Pharmazeutische Präparate Gesellschaft m. b. H., München 8

TREVISAN
Via Pozzo del Mare, 2
„JUNGHANS"

Kennen Sie VERA?
Wenn nicht, dann ist es höchste Zeit. Es ist keine Dame, kann aber trotzdem IHRE BESTE FREUNDIN WERDEN
VERA IST das zeitgemässe Scheuermittel, das Badewannen, Holztische, Fensterscheiben, Kochgeschirre usw. verblüffend schnell reinigt.
Alleiniger Vertreter für Italien:
JOHANN FUCICH JUNIOR & FIGLIO - Via Piccardi 57 - TRIEST - Tel. 90878.
SATA/160

Kröners Taschenausgabe
bildet mit ihren über hundertachtzig inhaltsreichen Bänden die ideale Hausbibliothek für jedermann
ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

Borsatti
Juwelier und Uhrmacher Corso E. Muti 39

Glück und Glanz um Revoltella

Als der Palast des Triester Mäzens der Schauplatz rauschender Feste war / Von NEBRIDA

Stattliche männliche Gestalt mit liebenswürdigen Zügen, herrschaftlich von Wuchs und Handlung edel aussehend, vornehm gekleidet, — sein Zylinder glänzte hoch über allen, die ihn umgaben, wenn er mittags stehen blieb, um das schöne Geschlecht an der Piazza della Borsa beim Flanieren zu bewundern. Er war kein Jüngling mehr, aber die Zeit hatte seinem Gesichte und seiner Gestalt noch nicht ihre Zeichen einkerben können. Er blieb unberührt, gerade und gross, ernst und freundlich und blieb ein ewiger Junggeselle. Aber wieviel Schöne hatten für ihn ein leuchtenderes Lächeln und zart hingehauchte Worte: die einen zielten auf die fürstlichen Reichtümer und die anderen waren wirklich in den schönen Mann verliebt, sie wären es gewesen, auch wenn es sich nicht um einen Multimillionär gehandelt hätte. Auch er liebte das schöne Geschlecht, aber das Netz war nie so gut geknüpft gewesen, als dass es gelungen wäre, ihn zu halten, nicht einmal, als eine echte Leidenschaft Funken aus dem Innern seines Herzens sprühen liess.

Wunderschön diese durchsonnten Stunden Triests an klaren Herbsttagen! Pasquale Revoltella, eben erst seit einigen Tagen von den Pariser Boulevards zurück, wo er wie in jedem Jahr nach der Badesaison im Norden gewesen war, liess seinen französischen Erinnerungen freien Lauf in den Zurufen, die ihm angesichts so schöner und blühender Mädchen auf die Lippen kamen. Er kannte im übrigen die französische Sprache nicht, oder eben nur von dieser Seite. Er war Venezianer, und den Venezianern sind fremde Sprachen ein zu harter Bissen. Es war schon viel, dass er deutsch konnte, das war ihm unentbehrlich wegen seiner Handelsbeziehungen mit Wien und seinen fortwährenden Berührungen mit der österreichischen Handels- und Diplomatenwelt.

Da, eben näherte sich ihm der Doktor Goracuchi, eine etwas beleibte, bekannte Persönlichkeit in Frack und Zylinder. Von der anderen Seite des Platzes kam Peter Kandler auf ihn zu. Er hatte sie zum Mittagessen bei sich geladen und machte sich bereit, ihnen zu begegnen, mit den Händen nach beiden Richtungen grüssend.

Kandler war einer seiner wenigen intimen Freunde, der ihm wirklich gefiel. Er hielt ihn für reicher als sich selbst: reicher an Wissen, an Erinnerungsvermögen, an Geduld und an Urteilskraft. Und dann, Peter Kandler war sympatisch, wie er alles aufnahm und den Dingen immer gleich den Platz anwies, der ihnen zukam. Der Herkunft nach kein Italiener, blieb er gefühlsmässig allen romantischen Problemen, die die Stadt bewegten, kalt gegenüber, aber er verstand sie haargenau. Peter Kandler war Revoltella auch wegen seiner Rechtschaffenheit und seinem aufrechten Charakter lieb. Was für ein Genuss war es für ihn, Kandler über seine archäologischen Wanderungen in den verschiedensten Orten des inneren Istrien erzählen zu hören, über wunderliche und unglaubliche Dinge, die ihm da zugestossen waren. Kandler seinerseits gefiel es, sich vom Freunde Reiseschilderungen geben zu lassen. Der Doktor Goracuchi sprach an der reichen Tafel wenig, er war bemüht, alles, was er nicht sofort essen konnte, auf die Seite zu legen. Man erzählt sich, dass er bei Tisch seinen steifen Hut mit der Oeffnung nach oben zwischen den Füssen hielt, um darin achtsam all das verschwinden zu lassen, was er nach seiner Verabschiedung mit sich nahm.

Die Freunde gingen in der Richtung der Piazza Giuseppina (heute Piazza Venezia) über die Via Cavana. Auf der Piazza befand sich der Eingang zum Palast des Gastgebers. Ein schöner Palast für Triest! Noch niemals hatte man hier soviel Marmor und Bronze, so viele orientalische Teppiche, Damast und Seide gesehen; einen Palast, geziert mit vergoldeten Leuchtern in den Sälen und mit kostbaren Vasen auf Säulen, mit vielen wertvollen Bildern an den Wänden.

Die Figur des Mäzens Revoltella ist von verschiedenen Gesichtspunkten aus interessant. Zunächst besticht sein vornehmes Aussehen und seine edle Geste, obwohl er im Grunde genommen aus ganz einfacher Familie stammt; dann seine so menschliche Haltung und Aufmerksamkeit allen Gesellschaftsstufen gegenüber: den Armen hilft er, ohne zu demütigen; die Arbeitermasse liebt er, ohne Dank zu erwarten; die Bürger achtet er als notwendiges Element im Handel; mit dem Adel verbindet er sich ohne Hindernisse und wie selbstverständlich durch seine vornehme Art und seine edle Gesinnung. Bei seinen Festen im Palast und auf seinen Empfängen wurde der Name jedes einzelnen wohl erwogen. Der Name war jedoch immer gut, wenn es sich um Personen handelte, die in der Literatur, Kunst oder Wissenschaft etwas leisteten. Das galt auch für jene, die mit Hilfe ihres Reichtums zum Fortschritt der Stadt beitrugen. Nicht finanzielle Macht und auch nicht Genie verlangte er von jenen Namen, die durch einen alten adligen Titel geschmückt waren, er beugte sich da der alten Tradition, die zu seinen Zeiten noch allzu mächtig war. In Triest wurden alle Persönlichkeiten aus dem diplomatischen, kaufmännischen, aus dem künstlerischen oder wissenschaftlichen Leben in Revoltellas Haus eingeführt.

Das elegante Triest, reich und adlig, hatte noch nie solche Feste, Bankette und Empfänge gesehen wie die Revoltellas. Besonders in späteren Jahren, als sein Palast durch Wasserspiele bereichert wurde. Für ein einziges Fest gab er 25 000 Florini aus, eine Summe, deren Höhe man nur dann richtig ermessen kann, wenn man sie mit einer gleichwertigen der heutigen Währung vergleicht. Aber wenn man bedenkt, dass unter der Aufsicht des Zeremonienmeisters über hundert Männer und Frauen in den Küchen, im Keller und in allen anderen Räumen des Palastes beschäftigt waren, dass die Speisen, Getränke, Süssigkeiten und das Obst das Beste von ganz Europa waren, dann wird man die ungewöhnlich hohe Summe verstehen können. Die Fische schafften eigens beauftragte Fischer herbei. Und dann — im Hause Revotlellas gab es kein Fest ohne irgendeine

Pasquale Revoltella

Ueberraschung, die Epoche machend wurde. Aber es gab auch kein Fest, ohne dass der gute Geschmack und der künstlerische Sinn nicht in allem hervorragenden Anteil gehabt hätte, von der Speisekarte, die eine kleine geniale Rarität war, bis zur Ausschmükkung der Hallen und Säle, von der Anordnung der Lichter bis zur Wahl der Blumen.

Als unsere Herren nun den Speisesaal betraten, fanden sie einen dritten vom Zeremonienmeister hereingeleiteten Gast vor, den Maler August Tominz. Pasquale Revoltella liebte solche Ueberraschungen, denn er wusste, dass der Neuankömmling allgemeine Sympathie genoss. Tominz war es, der während des Mahles den grossen Ball zur Einweihung des Palastes in Erinnerung brachte. Damals war der Erzherzog Maximilian unter den Gästen gewesen; ihm oblagen noch die Regierungsgeschäfte der Lombardei, und er wohnte seit einiger Zeit in Triest, nahe der Strasse, die dann seinen Namen erhielt. (Heute viale della III Armata.) Aber was für Wundergeschichten Tominz auch seinen Tischgenossen erzählte, er hätte nie die richtigen Worte finden können, um die künftigen Feste des Gastgebers zu beschreiben, dem es gelang, die Feste Maximilians vor seiner Abreise nach Mexiko zu verdunkeln. — Lange Zeit vor einem Empfang zerbrachen sich Künstler, Handwerker, Tapezierer und die Lieferanten den Kopf; allen voran Milanese, der die Wunder im Garten schuf und der Koch Delorme. Blumen und Ananasfrüchte, die an besonderen Hängen zum Reifen gebracht worden waren, sandte Severino Milanese. Delorme verblüffte durch die verschiedensten Speisen und die kunstvolle Form, in der er sie servieren liess. Man erzählt sich, der kleine Canova hätte einmal seinem Koch einen wunderbaren Löwen aus Butter modelliert. Delorme brachte ein Krokodil zu Tisch, aus dem sich jeder nach Lust Fische und andere frutta di mare herausholen konnte. Ein anderes Mal hingen die Würste auf einem Maibaum, an dem sich eine Menge kleiner Puppen bemühten, den Schinken auf der Spitze zu erreichen. Mythologische und exotische Tiere, Märchenschlösser, Fantasiegärten und bewegte Szenen waren nur die Vorspeisen, denen Gang auf Gang folgte. Man sah eine Meute Hunde aus Butter ein Wildschwein aus Würsten anspringen. Zucker und Marzipan wurden zu herrlichen farbprächtigen Jagd- und Polarszenen verarbeitet.

Die Grosszügigkeit Revoltellas kannte keine Grenzen. Wo immer es um den Triumph der Eleganz, der Kunst, um den Ruhm der Stadt, den intellektuellen oder kommerziellen Fortschritt ging, war er der Erste. Es gibt kein Werk oder Institut seiner Zeit, das nicht seine Hilfe erfahren hätte, wenn es nicht gar von ihm gegründet wurde. Hier liess er ein Theater bauen, dort einen Altar. Nach Venedig sandte er junge Maler, damit sie sich in der Kunst verfeinern könnten; nach Mailand eine schöne Stimme zur Ausbildung.

Den grössten Faschingszauber erlebte Triest durch seine Freigebigkeit. Es war 1860 am Faschings-Dienstag. Ein Wagen nach dem anderen kam den Corso entlang und fuhr in der Richtung der Piazza Giuseppina. Revoltella stand auf seinem Balkon und warf echte Veilchen aus Parma auf die unten Vorbeifahrenden. In der Nähe der beiden künstlerischen Leuchter des Palasteinganges, die heute fehlen, warteten livrierte Diener. Auf einen Wink von ihm wurden die verschiedensten Blumen herausgebracht, mit denen die Diener ein Gefährt nach dem anderen in ein riesiges Blumenbeet verwandelten.

Dann kam sein Namensfest: San Pasquale. In seiner Villa, die er inzwischen hatte errichten lassen, hatte jedermann freien Eintritt. Der Garten war ein Meer buntgekleideter Menschen, eine Welle von Gesang. Unser Sonderling, dem von Wien das Baronat verliehen worden war, verbrachte den Tag unter dem Volke und freute sich mit ihm. Und alle liebten ihn seiner einnehmenden Herzlichkeit und Freundlichkeit wegen.

Wir sind aber immer noch bei Tische mit dem Doktor Goracuchi, dem Maler August Tominz und dem Archäologen Kandler. Die Gänge, die ohne jedes Zeremoniell serviert wurden, waren viele. Tominz erzählte noch immer von jenem Fest. «Sprechen wir, wenn es Euch nicht missfällt,» unterbrach Revoltella, «von einem der kommenden Feste, das viel wichtiger sein dürfte als jenes, von dem Ihr erzählt.»

Nachdem die Freunde, neugierig gemacht, ihn hören wollten, fuhr er fort: «Ihr wisst, dass in kurzem hier in Triest der Kongress der Eisenbahnen tagen wird. Ich habe gedacht, dass es wichtig wäre, den Fremden unsere Stadt mit ihren Schönheiten näher zu bringen. Wenn der künstlerischen auch nur wenige sind, dafür sind der natürlichen um so mehr. Und die Geschichte unserer Stadt ist bestimmt interessant. Ich bin mit Formiggini schon einig darüber, etwas zu schreiben, auch Sorinzi hat es mir versprochen, und für den Rest bitte ich um Eure Mitarbeit. Zuerst um deine,» wandte er sich an Kandler, «denn über alte Steine und geschichtliche Ereignisse wissen wir nichts. Ich werde 10.000 Kopien von dem kleinen Werk drucken lassen, und wir werden es «Drei Tage in Triest» betiteln. Der Text wird natürlich auch ins Deutsche und Englische übersetzt. Was sagt ihr dazu?»

Mit Interesse hörten die Gäste die Neuigkeit, und schnell war ein reger Gedankenaustausch im Gange. Ueberlassen wir sie, während sie auf ihren Kaffee warten, sich selbst. Denn wir leben viele Jahre nachher — genau sechsundachtzig — und wir wissen, dass auch diese Tat Revoltellas eine glückliche, ja eine geniale war.

Der Sommersitz Revoltellas im Boschetto, auf dem an seinem Namenstag ein grosses Volkfest veranstaltet wurde.

Urlaub für 85 Punkte

Sieben Hilfsvölker kämpfen im Apennin

PK. - Die Kanadier haben sich nach ihren schweren Verlusten beim Lamone-Uebergang im Dezember vorigen Jahres noch immer nicht völlig erholt und der Ersatz für die durchschnittlich 26jährigen Freiwilligen aus der Heimat stösst auf grösste Schwierigkeiten. Die älteren Soldaten, die bald nach Kanada zurückzukehren hofften, fürchten, beim Ausbleiben von Ersatz in Europa weiterkämpfen zu müssen und die jüngeren wünschen nichts sehnlicher, als dass dieser Ersatz ausbleiben möchte, damit die Division überhaupt nach Kanada zurückgezogen werden müsste.

An Urlaub können die wenigsten denken, denn der 30-tägige Heimaturlaub wird nur demjenigen gewährt, der nach einem besonderen Punktesystem 85 Punkte erreicht. Diese Punkte werden folgendermassen errechnet: Jeder Monat in England gilt 1 Punkt, jeder Monat an der Front 3, jeder Monat im Lazarett 2, eine Tapferkeitsauszeichnung gilt ebenfalls 2 Punkte. Danach hat also ein Kanadier, der 2 Jahre lang ununterbrochen an der Front war und mehrmals wegen Tapferkeit ausgezeichnet wurde, noch keinen Anspruch auf Urlaub.

Noch schlechter sind die Inder dran, die zum grössten Teil sechs Jahre lang nicht mehr zuhause waren. Auch ihre Verluste sind sehr hoch, besonders bei den aus Nepal stammenden Gurkhas. Sie erreichten eine solche Höhe, dass der Maharadscha von Nepal die Gestellung weiterer Gurkhas ablehnte und einen Aufruf erliess, worin er die im englischen Heer kämpfenden Gurkhas zur Rückkehr in die Heimat aufforderte. Selbstverständlich verhinderten die Engländer eine Verbreitung dieses Aufrufs. Die Gurkhas sind besonders zähe Kämpfer, sie sind die einzigen Inder, denen der Zutritt zu englischen Kantinen gestattet ist.

Die Südafrikaner behaupten von sich, dass sie die am besten kämpfende Division der Alliierten in Italien stellten. Zu dieser Meinung kamen sie allenfalls durch die blutigen Verluste, welche die Division seit ihrer Aufstellung erlitten hat. Im übrigen sind sie stolz darauf, die Stadt Florenz «eingenommen» zu haben, die bekanntlich von uns als offene Stadt behandelt wurde und nicht in die Kampfhandlungen einbezogen werden sollte.

Von ähnlichem Ruhm zehren die polnischen Einheiten, die im Mai vorigen Jahres bei Cassino zum Angriff angetreten waren. Sie hatten so furchtbare Ausfälle, dass sie nach der endgültigen kampflosen Besetzung der von uns geräumten Stadt aus der Front genommen werden mussten. Seitdem werden Fahrer und Schreiber bei der kämpfenden Truppe verwendet, während Frauen des polnischen Hilfskorps rückwärtige Dienste leisten. Die Angehörigen der polnischen Divisionen gehören zu den Bevölkerungsteilen, die nach dem Einmarsch der Sowjets in Polen nach Russland verschickt worden sind und erst freigelassen wurden, wenn sie sich für die polnische Armee meldeten.

Ausser diesen Hilfstruppen des Feindes stehen dem deutschen Soldaten auch noch Gegner gegenüber, deren Grossväter auf Neuseeland noch Köpfe gejagt haben. Es sind die Maoris, die besonders bei Nacht und Nahkämpfen eingesetzt werden. Die Maoris gehören zu den neuseeländischen Divisionen, die vor ihrem Aderlass eine grosse Kampfkraft besassen. Die Neuseeländer halten nicht allzuviel von den Engländern, was daraus hervorgeht, dass sie eine ihrer weicheren englischen Nachbardivisionen «Sissy» (Schwester) getauft haben.

Im Westteil der Italienfront hat der Feind Neger und Brasilianer als Hilfstruppen eingesetzt. Dass sie keine Lust haben, diesen für sie völlig sinnlosen Kampf zu führen, zeigen die Aussagen der Gefangenen, die übereinstimmend von der wachsenden Unzufriedenheit in ihren Reihen berichten. «Es ist wirklich ein Verbrechen, uns Menschen des Südens hier in den Bergen in Schnee und Kälte einzusetzen» sagte einer von ihnen wörtlich. Wir sind weit davon entfernt, zu glauben, dass die Unzufriedenheit unter den Hilfsvölkern der Alliierten eine unmittelbare Auswirkung an der Front haben würde. Wesentlich ist uns nicht so sehr ihre gedrückte Stimmung als vielmehr ihre am deutschen Widerstand ständig sich abnutzende Kampfkraft, deren Auffrischung den Gegner vor besondere Schwierigkeiten stellt.

Kriegsberichter Armin Eichholz

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Gemeinschaftsabend im Deutschen Haus

Ein Gemeinschaftsabend der Ortsgruppe Oberster Kommissar der NSDAP, Provinzgruppe Triest, vereinte am Freitagabend die Parteigenossen und Parteigenossinnen sowie zahlreiche Gäste im grossen Saal des Deutschen Hauses. Der offizielle Teil des kameradschaftlichen Beisammenseins war getragen von klassischen musikalischen Darbietungen des Salonorchesters vom Sender Triest unter der bewährten Leitung des Kapellmeisters Cipci. Nach der Freischützouvertüre und der Ouvertüre zu Dichter und Bauer sprach der Kreisleiter Pfeiffer. Er wies auf die Notwendigkeit äusserster Kraftanstrengung jedes einzelnen hin, für den es gelte, jede freie Minute in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Wie notwendig das sei, gehe aus den Greueltaten der Sowjets in den von ihnen besetzten Gebieten des deutschen Ostens hervor. Danach gibt es keine andere Wahl weiter, als mit der Waffe in der Hand bis zum äussersten zu kämpfen. Nach dem offiziellen Teil, der mit der Führerehrung beschlossen wurde, gab ein kameradschaftliches Beisammensein Gelegenheit zu weitergehendem Gedankenaustausch.

FRIAUL

Neuer Bürgermeister für Udine. In Udine fand ein Wechsel im Amte des Bürgermeisters statt. Der neue Bürgermeister Conte Ludovico di Caporiacco wurde bereits in sein neues Amt eingeführt.

Raub von Luftschutzgepäck. Eine Diebesbande drang kürzlich in den Keller einer Villa ein und nahm sieben Koffer mit, in denen sich Kleider, Wäsche und sonstige Wertgegenstände im Wert 120 000 Lire befanden, die Eigentümer in den Keller gesch hatte, um sie vor eventu Bombenschäden zu schützen.

S. DONA' DI PIAVE

Neuzulassung des ambulan Handels erforderlich. Bis E Februar haben sich sämtl fliegenden Händler mit neuen nehmigungen zur Ausübung Gewerbes zu versehen. Gleich tig sind die Gewerbesteuer das laufende Jahr und der Bel zur Händlerinnung zu entrich

TREVISO

Geschäftszeit nach dem alarm. Der Provinzchef m darauf aufmerksam, dass Kaufleute, die ihre Geschäfte der Entwarnung nicht wieder nen, bestraft werden. Bei A men während der Nachmitt stunden sind die Geschäfte 18,30 geöffnet zu halten.

«LA LANTERNA» ERZÄHLT...

Ich suche in der «göttlichen» Unordnung meines Schreibtisches nach der Tabakpfeife, und kann sie nicht finden. Aber Bilder finde ich, alte Bilder, viele davon sind schon vergilbt, die meisten sind wertlos, abgelagert. Doch dort, siehe da! In meiner Hand hielt ich ein altes Triester Hafenbild. Rauchpfeife, Kram, Unordnung und alle damit verbundenen Betrachtungen waren von plötzlich aufsteigenden Erinnerungen verdrängt. Ich vergass die Gegenwart und vertiefte mich in die Vergangenheit.

Mein Blick wurde nicht von der Hafenpartie, sondern vom Anblick des alten Leuchtturms, von der «Lanterna», gefesselt.

Da stand er: wuchtig, aus weissem Stein, mit dem vertrauten, facettierten Glaskopf. Und er schien zu sagen: «Erinnerst Du Dich, als Du, als kleiner Junge, um mich herumspaziertest und Deine ersten Fotoversuche machtest? Damals hattest Du einen einfachen Ica-Kasten zu acht Kronen und warst gar stolz auf ihn. In Deinem Matrosenanzug, auf dem Mützenband die Inschrift «S. M. S. Wildfang», kamst Du an schulfreien Nachmittagen zu mir und unterhieltest Dich mit unseren wirklichen Matrosen wie mit ihresgleichen, und sie behandelten Dich auch so. Schöne Zeiten waren das, ja!»

«Siehst Du: damals war ich *der* Leuchtturm, Eure «Lanterna». Und auch ich war riesig stolz darauf. Auch ich gehörte zu unserer kleinen, aber tapferen und ruhmreichen Kriegsmarine. Ich war *der* Leuchtturm, denn ich war die Leuchtampel vor dem Tore Mitteleuropas, das Flurlicht eines der mächtigsten und reichsten Handelsplätze: unseres Hinterlandes.»

«Welch glückliche Zeit, in der alles blühte und gedieh!»

«Wiewohl am Rande der Stadt gelegen, so stand ich doch im Mittelpunkt. Ich erhellte mit meinem starken Blick die Nacht und wies den Seefahrern den sicheren Weg in den Hafen. Ja, und damals gab es keine Ruhepause im Ein- und Ausfahren. Ich habe unzähligen Schiffen den Weg gewiesen: vom alten Segelschiff bis zum modernen Ozeandampfer. Sämtliche Seeflaggen der Welt zogen an meinem Auge vorüber; in sämtlichen Sprachen der Welt wurde beim Anblick meines Lichtes, schon als dieses als winziges Lichtpünktchen über'm Horizont im Nordosten erschien, Land ausgerufen. Denn mein Licht kannten alle, und keiner, der es einmal gesehen, konnte es wieder vergessen, oder mit anderem verwechseln. Ich war eben *der* Leuchtturm von Triest», der lebensfrohesten, gastfreundlichsten Hafenstadt der Adria.

Unwillkürlich wendete ich das Bild in meinen Händen, und las auf der Rückseite: Erbaut 1833, während der Regierungszeit des Kaisers Ferdinand I., des «Gütigen». Höhe: ü. d. M. 33.5 Meter, Eigenhöhe 31.5 Meter. Beleuchtung: Petroleumdämpfe. Blinklicht. Sichtbarkeit bei normaler Athmosphäre: 16 Seemeilen (Geographische Reichweite: 23 Meilen. Bestückung: 4 Geschütze. Bedienung der Geschütze durch Signalmannschaft. Feuerzulage für besagte Bedienung: 5 Gulden im Monat pro Mann. Salvenschüsse zu Ostern (Gloria) und sonstigen Feierlichkeiten; täglich Mittagsschuss. Zeit- und Wetterangabe vom meteorologischen Observatorium Via Besenghi, durch Morse.

Triest, aufgenommen am 5. September 1904.

Hundert und elf Jahre alt, und noch wie neu. Ich spann meine Gedanken weiter: Da war das Volksbad zu Füssen des Leuchtturms, wo ich oft die Schule schwänzte und mich in den kühlen Fluten der Adria ergötzte. Ja, dieses Volksbad. «Bagno alla Lanterna», oder, geläufiger, als «ciodin» bekannt! Wie schalt mich meine Mutter, wenn sie erfuhr, dass ich dort gebadet hatte, denn sie sagte: «da ist zuviel «muleria», da lernt man garstige Ausdrücke und riskiert, eine Musterkollektion von Ungeziefer heimzubringen!» Und doch gingen wir, «muli», gerne ins «ciodin»; denn erstens zahlten wir dort nichts, und zweitens waren wir... «unter uns muleria».

Um den Turm herum waren kleinere Werften, wo Boote gebaut wurden. Dort spielten wir, die «muleria», denn es gab da gar viele gute Verstecke. Man verjagte uns, weil es auch gefährlich war, aber wir waren eben «muleria», glückliche «muleria». Bunt zusammengewürfelt, redeten, johlten und sangen wir in drei Sprachen, in unseren drei Heimatsprachen. Wir merkten gar nicht den Unterschied, denn wir waren doch alle «von hier», vom Küstenland.

Und dann der Schuss um die Mittagszeit! Der war ein Volksfest für uns!

Für die «Grossen» war er etwas Wichtiges, denn danach richtete man sämtliche Uhren der Stadt. Vom Unterbau des Leuchtturmes aus wurde er abgegeben. Manchmal kam er auch etwas zu spät; aber es war eben eine gemütliche, gute, gediegene Zeit. Nach dem Mittagsschuss richtete sich das Stadtleben. Ihm folgte das Heulen sämtlicher Dampfpfeifen der Fabriken und kündete den Arbeitern die Mittagspause an. Gleich nach dem Kanonenschuss läuteten auch die Kirchenglocken. Für heutige Begriffe war es die Ankündigung des Mittags, damals, die Ankündigung eines Festes: Kanonenschuss, Dampfpfeifen und Glockenläuten. Und alles lief und rannte reichgedeckten Tisch. Denn Stadt lebte im Zeichen des W standes. Sie war die Hafen TRIEST.

Wollte man seine Uhr ganz nau richten, so stellte man einige Minuten vor dem ang chen Mittag auf den Molo Carlo und sah zum Leuchtt hin, mit der Uhr in der H Punkt zwölf Uhr fiel die dort gebrachte Fallscheibe, im Vol munde «bala» genannt, herun und diese sichtbare Zeitang war genau.

Aus dem Bilde in meiner H sprach dann wieder der L turm zu mir:

«Ja, Du hast recht: schöne, mütliche, unbeschwerte, reiche ten waren das! Doch die Te schreitet unaufhaltsam fort ehemals Neuzeitliche wird al unbrauchbar. Auch ich bin alt geworden. Ich weiss, ihr mich alle in lieber Erinneru Aber dies alles hilft nichts: kann die Zeit nicht aufhalten.»

«Ich stehe zwar noch immer festen Füssen, und wenn ich durch Gewalt umgerissen wer so stehe ich noch Jahrhund lang da und blicke auf den Hafen auf die Stadt und die Adria.»

«Aber ich bin ein Greis. M Blick ist geistig, denn mein A ist erblindet. Man hat mich blinden lassen, weil mein Sehor veraltet ist. Dafür sind die Aug meines Nachfolgers auf der genüberliegenden Seite des Gol um so stärker.»

«Ich bin nicht neidisch auf auf den jungen, schlanken, sch nen und stolzen Leuchtturm drüben. Ich kann nicht neidi sein, denn bisher hat er noch nig gesehen und erlebt: Vergleich zu mir, gar Schiffe aus Seenot gerettet un den sicheren Hafen geführt.»

«Während ich an meine Erinnerungen zehre und resigniert mich in mein Schicksal füge, wünsche ich meinem Nachfolger nur, er möge bald wieder solche Zeiten sehen, wie ich sie erlebte; und er möge, mit seinem starken Lichte, über ein wieder reich gewordenes, wieder emporstrebendes und freudig, brüderlich und friedlich schaffendes Triest und, wie zu meinen Zeiten, über einen Mastenwald im Hafen und auf der Reede leuchten!»

W. Ragen

Christian will einen Sohn

Von Heinrich Zillich

Der Taglöhner Christian Pitscher stand im Hof seines Anwesens, das nicht grösser war als acht Schritt längs der Mauer, und spie durch die Vorderzähne wütend auf den Boden, sog an seiner neuen Porzellanpfeife mit raschen Zügen, blies den Rauch mit hurtigen kleinen Lauten aus, wetzte die Erde mit den Füssen und kratzte sich hinter den Ohren. Der Nachbar, der mit ihm täglich die Meile Wegs zum Steinbruch lief, quer über die grosse Weide, ob Winter gebot oder Sommer, sah ihm durch das Fensterchen zu und weil die neue Pfeife so schön herüberblitzte, trat er aus seinem Haus, legte die Arme auf den Zaun und fragte: «He, was hast? Heut, am Sonntag!»

Pitscher spie noch einmal, zog wieder die winzigen Wölkchen ein und paffte sie in die Luft, dann brach es aus seinem grossen Mund, als rollte ein Wagen aus der gedielten Tenne:

«Das soll der Teufel holen, der dreimal gebrannte!» Und polterte eine solche Gedankenfuhre nach der anderen aus dem Dunkel heraus, dass der Nachbar Georg Marmbirger ruhig seine alte Pfeife aus der Rocktasche zog und wusste: Nun ist Zeit genug zum Stopfen, bis der Christian aufhört. Aber plötzlich stockte der wie abgeschnitten. Sofort hielt auch Georgs Daumen im Pfeifenkopf still. Was war da so jäh dem Christian ins Rad gefallen? Der Nachbar betrachtete ihn sorgenvoll, und darüber kam er selbst ins Schreien: «He, du! Was fehlt dir denn heute?» Und nun warf er ein Schimpffuder ins Freie, das hoch auf der Gabel schwoll.

Als er den Vorrat angebracht hatte, standen sie sich gegenüber, durch den Zaun getrennt, etwas ausser Atem, und sagten nach einem Weilchen aufseufzend: «Na ja!» Dann meinte der Christian:

«Das verfluchte Kinderkriegen!» Und setzte wieder nach einem Weilchen hinzu: «Nichts gemerkt habe ich, ich Tolm. Dass da der Weltblitz ins Heu schlägt!»

Georg dachte nach und meinte schliesslich: «Nicht möglich.» Ein Fünkchen glomm in seinem Schädel an. «He» fragte er, «vor einer Stunde, der lange Schrei — das war es?»

«Ja, das!» sagte der Christian und sog an der Pfeife. «Das war es. Da schreit sie nämlich, die Kathi. Ich sag' drauf: Halt's Maul! Was sind das für Geschichten? Sie sieht mich über den Hundszahn an, schmeisst die Kleider auf den Boden und legt sich mitten am hellichten Tag ins Bett. Keinen halben Pfeifenkopf — liegt das Kind schon da.»

«Und die Hebamme?»

«Ach was! Geht auch so.»

«Na — dann viel Glück», sagt der Marmbirger und wollte abtrotten. «Glück!» schrie Christian und warf einen knatternden Rosenkranz von Teufel und Herrgott, Wetter und Donner an die Luft, dass Georg die Spucke wegblieb. Voll Spannung drückte er den Daumen in die Aschenglut. Gleichzeitig begannen auch in ihm Schimpfwörter zu rammeln und wollten hinaus. Er rief sie zurück: Weiss der Himmel, da schien es etwas Wichtiges zu geben.

«Glück!» meinte der Christian atemlos. «Mir schmeisst du kein Glück an den Kopf. Ist ja schon wieder ein Mädel!»

«Herrgott» brüllte nun der Georg. «Ich habe es dir doch immer gesagt: du bist ein teuflischer Esel.» Er legte die Arme wieder auf den Zaun: «Wo hast du die Pelzmütze gehabt?»

«Hast ja recht, zum Teufel!» murmelte der Christian. «Hast ja recht.»

Aber Georg war schier aus dem Häuschen. «So eine Wirtschaft!» schrie er. «So eine Wirtschaft! Wie ein Bursch vor der Hochzeit bist du. Jesus Maria! Weisst du denn nicht, dass die Pelzmütze auf den Kopf gehört.»

«Weiss schon, weiss schon», stöhnte der Christian.

«Nichts weisst du! Die Pelzmütze gehört auf den Kopf, Kreuzmillionen, wenn man einen Buben haben will. Verstehst du!»

«Ja — ja —»

«Na, und?»

Christian kratzte sich hinter den Ohren: «Schau, das geht nicht so einfach, denn von meiner Mütze sind alle Haare weg. Ich glaube — daran liegt es!»

Georg sperrte den Mund auf, dann lief ihm die rote Wut ins Gesicht. «So!» brüllte er mit beinahe tobsüchtiger Stimme. «Und Freunde hast du nicht, die dir da helfen können? Wozu bin ich denn hier? Weshalb kommst du nicht zu mir?» Er drehte sich um und lief in sein Haus, kam nach kurzem mit einer schönen festen Lammfellmütze zurück, die er dem Nachbarn über den Zaun unter die Nase stiess. «Da — die setzt du jetzt jede Nacht auf, wenn du mit deinem Weib schläfst!»

«Ja, aber —»

«Die setzt du auf. Und da soll das blitzblaue Wetter dreinfallen, wenn übers Jahr nicht der Bub kommt.»

«Ich danke dir» sagte der Christian.

«Nichts zu danken. Am Tage trage ich sie, weil sie mir gehört. Jeden Abend stellst du dich bei mir ein und holst sie ab, setzt sie auf und schläfst damit die ganze Nacht. Sicher ist sicher. Verstehst du?»

Christian schaute bedrückt drein: «Und was kostet das?»

Georg zündete seine alte Pfeife wieder an, hielt sie in die Luft, betrachtete sie und sah nach Christians Pfeife, die glänzend in dessen Hand lag, seufzte und meinte: «Na — weil es schon sein muss, also deine neue Pfeife will ich dafür haben.»

«Was?» rief Christian empört.

«Sei still», antwortete Georg giftig. «Du sollst sie bloss gegen meine alte tauschen.»

«In einem Jahr?»

«In einem Jahr.»

«Wenn der Bub da ist?»

«Wenn er da ist!»

Christian atmete auf, zog eine kleine Wolke in die Lungen, blies sie wieder aus: «Abgemacht!» —

«Abgemacht!»

Von der Sole umnebelt

Von Friedrich Märker

Der Arzt hatte mir Sole-Inhalationen verordnet, und so stand ich eines wolkigen Vormittags an der Kasse des Kurmittelhauses im ostmärkischen Bad A. und las in fettglänzenden Tuschebuchstaben, dass man hier sowohl nach Herrn Dr. Trüb's als auch nach Herrn Dr. Bach's Methode inhalieren und somit wohl auch gesund werden könne. Für mich waren beide der gleiche trübe Bach. Buridans berühmter Esel kann nicht unschlüssiger zwischen seinen Heubündeln gestanden sein als ich zwischen Herrn Trübs und Herrn Bachs Methoden. Da ich aber begierig war, die infamen Lebewesen, die sich in meiner Nase ein Behelfsheim eingerichtet hatten, mit Sole-Nebeln auszuräuchern, entschloss ich mich rasch für Dr. Trüb, wobei mich letzthin ganz laienhaft bestimmt haben mag, dass der Name Trüb weit besser zu der Vorstellung von Sole-Nebeln passt.

Im Warteraum erhielt ich, ohne darum gebeten zu haben, eine leidenschaftliche Aufklärung über die Vorzüge und Nachteile beider Methoden. Eine derbknochige Dame, die man nach Kretschmers System zum athletischen Typus rechnen musste, unterhielt sich mit einem kleinen älteren Herrn, der trotz mädchenhafter Zartheit seinen Standpunkt mutig verteidigte und sich unnachgiebig zu dem Manne bekannte, den auch ich in parzivalischer Naivität gewählt hatte. Er rühmte an der Sole, die nach Dr. Trüb's Methode vernebelt wurde, dass sie die entzündeten Schleimhäute zart bestreiche und tief in die feinsten Verästelungen dringe. Die robuste Dame vernichtete dieses Lob mit einem ungeduldigen Schlenkern ihrer gespreizten Hand und erklärte, bei dieser läppischen Art könne man zeitlebens inhalieren, ohne gesund zu werden; nein, man müsse die Schleimhäute kräftig reizen, damit die Krankheit zur Krisis getrieben und rasch beendet werde. — Diese übermässige Reizung eben sei nach seiner Methode bereitete Sole die Krankheitserreger ungestört bestehlation, und ausserdem dringe die nicht in die feinsten Falten der Schleimhäute, lasse dort also die hen. — Das sei trüber Unsinn, erklärte die athletisch anzusehende Dame diktatorisch und verfärbte sich gelblich; sie habe es vor etwa 10 Jahren einen Sommer lang mit der trübsinnigen oder unsinnigen Methode versucht und sei nicht gesund geworden; nun aber inhaliere sie seit vielen Jahren nach Dr. Bach, und ob der werte Herr etwa glaube, sie würde ihr teures Geld für Dr. Bach ausgeben, wenn er nicht der Bessere wäre.

Diese überzeugende Beweisführung liess den zarten Herrn mit den mädchenhaft braunen Augen erschreckt schweigen; und bevor er sich von der Erschütterung seines Denkorgans erholt hatte, öffnete sich links eine Türe, wobei eine feine Salznebelwolke in den Warteraum drang, und ein griesgrämiger Bademeister rief: «Eine Trüb!»; fast gleichzeitig verkündete von rechts eine freundliche Badehelferin, ebenfalls umwölkt von Salznebel, dass inzwischen eine Kabine frei geworden sei, in der man sich nach Dr. Bachs Methode gesund atmen könne. Die Inhalationsgegner standen, noch erregt von ihrem Streit, rasch auf und wurden beide, der zarte Herr links, die robuste Dame rechts, unter der Türe in die gleichen weissen Kapuzenmäntel gehüllt.

Nach einer Weile wurde auch ich